



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

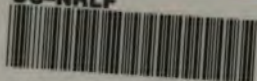
- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Türkische Erzählungen

UC-NRLF



SB 131 959



Delphin-Verlag München



BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA







Türkische Erzählungen

Herausgegeben von

Max Rudolf Kaufmann



Delphin-Verlag München

LOAN STACK

**Copyright 1916 by Delphin-Verlag
Dr. Richard Landauer, München**

Einleitung

Die Proben türkischer Literatur, die ich hier zusammengetragen habe, möchte ich mit einigen wenigen Worten über die Entwicklung und den augenblicklichen Stand dieser Literatur einleiten.

Werfen wir einen Blick nach rückwärts auf die Entstehung des Osmanischen Reiches und seine Entwicklung, so finden wir ohne weiteres die Erklärung dafür, daß die Frühzeit der Türken eine Nationalliteratur nicht hervorbringen konnte. Ein Nomaden- und Eroberervolk, kamen die selbstschulkischen Stämme nach Kleinasien gewandert, wo sie ihre ersten Siedlungen gründeten. Ein Stamm folgte dem anderen, lebte neben dem anderen her, und der stärkste von ihnen wurde, wenn er auch nicht der erste war, der nach Kleinasien kam, der Gründer des türkischen Reiches.

Zur Pflege einer nationalen Literatur hatte ein Volk, wie es diese Eroberer waren, ebensowenig Zeit wie zur Pflege der Kunst. Fähige Köpfe hat es freilich immer unter ihnen gegeben, aber die Beutezüge und der fortwährende Kampf ließen ihnen keine Muße zum Sinnieren, und zwar selbst dann nicht, als das Osmanische Reich seine Grenzen nach Osten hin abgesteckt und sich wie ein Keil nach Europa vorgeschoben hatte. Die höchste Blütezeit war nur kurz, und nichts ist begreiflicher, als das, daß sie nicht ausgenutzt werden konnte. Rasch folgte ihr der

Verfall. Die Grenzen waren zu weit nach Westen gelegt worden, und was den damaligen Eroberungszügen folgte, war eine Zeit der Verteidigung, aus der nach und nach gewissermaßen ein Existenzkampf geworden ist, ein Existenzkampf, der Jahrhunderte hindurch gedauert hat und dessen letzte Phase heute durchgekämpft wird, wo die Türkei sich in ihre ursprünglichen Grenzen des Asiatischen Reiches zurückgewiesen sieht.

Wenn ich vorhin gesagt habe, daß die Türkei der Frühzeit keine nationale Literatur gehabt hat, so meinte ich natürlich damit nicht, daß sie überhaupt keine Literatur hatte. Wie bei allen anderen Völkern haben die Zeitereignisse auch in der frühesten türkischen Dichtung einen Widerhall gefunden. Die Raub- und Beutezüge, Mut und Tapferkeit regten die dichterische Phantasie an, und so hat auch die primitive Sprache der seldschukischen Stämme, die sich nicht besonders zur literarischen Bewertung eignete, dichterische Erzeugnisse hervorgebracht. Man müßte da auf die Dankesbriefe des Gründers des Osmanischen Reiches, Osman Ghasi, hinweisen, die er an den Sultan Allah eddin Seldschukî gerichtet hat.

Je weiter sich die Grenzen des Reiches ausdehnten und je mehr die Gründerstämme mit anderen Völkerschaften in Berührung kamen, um so mehr büßten sie das wenige Bodenständige ihrer eigenen Kultur ein, auf die besonders die persische und arabische übergriffen, die, das brauche ich hier ja nicht weiter auszuführen, damals bereits einen Höhepunkt erreichten.

Was in der ersten Periode der türkischen Literatur, vom 13. bis zum 17. Jahrhundert, hervorgebracht wurde, war vor allen Dingen Hofdichtung. Für die Regungen der Volksseele hatten die Dichter wenig Verständnis, auch fehlte ihnen ja vor allem die Sprache dafür. Sie eignete sich höchstens für schlichte Volkslieder, Märchen und Schwänke, für jene Volkslieder, die wir heute in Anatolien noch hören und die den Gegensatz zwischen Volks- und Kunstpoesie so deutlich erkennen lassen.

Anders verhält es sich mit der Kunstpoesie. Zu ihrer Pflege mußte sich die wort- und ausdrucksarme türkische Sprache der geschmeidigeren persischen oder arabischen bedienen, die bereits wertvolle Schöpfungen hervorgebracht hatten. Da es sich hierbei lediglich um Kunstpoesie, also zum Beispiel um Lobgesänge auf einen Pascha, einen Wesir oder den Sultan, um Verdolmetschungen der Wünsche und Gedanken der Mächtigen handelte, legte man auch keinerlei Wert darauf, diese Schöpfungen mit türkischer Geistesart zu füllen.

So ist denn eine Literatur aus zweiter Hand geschaffen worden, als deren Vertreter vor allen Dingen Baki, Lamii, Fasli und Fusuli zu nennen sind. Die Zeit Suleimans des Prächtigen entsprach ganz und gar diesen Talenten, denen wir in der sogenannten klassischen Periode der türkischen Literatur, im 16. Jahrhundert, begegnen. Sowohl in der Liebeslyrik, wie in der mystischen und gnomischen Dichtung, dem romantischen und allegorischen Epos haben diese Dichter Vortreffliches geleistet, ihre Sprache wurde

durch beharrliche Übung immer geschmeidiger und weicher, aber diese technische Vervollkommnung verführte sie nach und nach zu einem kalten Artistentum. Abdul Baki, d. i. der Diener des Alldauernden, meistens kurz Baki, der Dauernde, genannt, war einer von den Lobrednern seines Sultans, der, selbst ein Dichter, in Baki auch den Dichter verehrte. Unter den Prosadichtern jener Zeit nimmt Lamii wohl den ersten Platz ein und hat sich auch als Übersetzer des allegorischen Romans „Die Schönheit und das Herz“ aus dem Persischen ins Türkische besondere Verdienste erworben. Bekannt ist auch sein romantisches Gedicht „Das Licht und der Schmetterling“. Fusuli kennen wir als Sänger der Liebe und der Genüsse berauschender Getränke. Des weiteren wären zu nennen Dschelebi, der sich in romantischen Liebesliedern erging, ferner Fikri, der den neuen romantischen Stoff, die Liebe der Gestirne, hervor suchte. So hat er zum Beispiel die Liebe der Sonne zum Morgenstern oder des Mars zur Venus dichterisch verherrlicht. In die Reihe dieser Dichter gehört auch Newani, der Fröhliche, mit seinem Buch des Vergnügens. Die klassischen Stoffe, wie die Sagen von den drei berühmten Liebespaaren Chostrew und Schirin, Leila und Wetschnun, Jussuf und Suleika, die schon von Dschelebi verwertet worden waren, finden wir auch in der türkischen Literatur des 17. Jahrhunderts, die sich auch besonders mit dem Leben des Propheten und den Abenteuern Alexanders des Großen beschäftigt. Auf türkischem Boden spielen fast keine dieser Handlungen, die meistens nach Arabien oder

Persien verlegt wurden. Unter den Schwankdichtern der frühesten Zeit darf Nasredin Hodscha, der türkische Eulenspiegel, nicht vergessen werden. Seine Schnurren haben sich bis in die heutige Zeit hinübergerettet.

In der zweiten Periode der türkischen Literatur sieht man das Bestreben, der alten Wortspielerei ein Ende zu machen, und darf als Ursache für diese Bewegung wohl den Einfluß anführen, den europäische Wissenschaft nach und nach im Morgenlande gewann. Ganz bezeichnend ist auch das Unternehmen Reschid Paschas, der sich alle erdenkliche Mühe gab, die Amtssprache von ihrem Schnörkelwerk zu befreien. Dadurch wurde eine einfachere Prosa-Literatur geschaffen. Die Poesie freilich behielt ihre bisherige Form bei. Immerhin sieht man im 18. Jahrhundert einen Anlauf zum Nationalen und Volkstümlichen, aber auch dieser Zug konnte sich nicht verallgemeinern. Wie die türkische Kunst, die sich langsam aus persischen und arabischen Einflüssen herausgeschält hatte, durch den Einfluß der französischen Kunst vernichtet wurde, so wurden auch die ersten Reime der türkischen National-Literatur durch westeuropäischen, besonders französischen Einfluß erstickt. Sultan Selim hatte einen französischen Architekten, Meling, durch Vermittlung des französischen Botschafters an seinen Hof kommen lassen, der sich alle Mühe gab, das reizende Kokofo, das die Zeit des kunst sinnigen Sultans Achmed III. hervorgebracht hatte, durch einen verschönerkten Barock zu ersetzen. Einen ähnlichen Vorgang können wir in der Literatur feststellen. Französische Romane und Gedichte

werden massenhaft nach der Türkei gebracht und die türkische Literatur nimmt mehr und mehr von diesem Geiste in sich auf. Ein günstiger Einfluß kann der französischen Literatur freilich insofern zugestanden werden, als sie die türkischen Dichter mit anderen Motiven vertraut machte und sie den Begriffen der Nationalität und anderen sozialen Anschauungen näherbrachte. So entstehen denn vortreffliche Prosa-Erzählungen, wie die Achmed Mithads, und die Schilderungen türkischen Lebens, die Mehmed Lewfik verfaßte, so treten Dichter wie Kemal, Abdul Hakk Hamid und Ufta Ekrem und nicht zuletzt Mehmed Emin, dessen Türkenlieder in das Jahr 1858 zurückgehen, auf den Plan. Sie versuchen die Emanzipation vom arabischen und persischen Rhythmus und Reimgeklänge durchzuführen. Abdul Hakk Hamid, der den Türken auch ein Drama geschaffen hat, hat sich besonders mit der Einführung des Prosa-Gedichtes Verdienste erworben.

Freilich auch diesen Erneuerern der türkischen Literatur ist die Arbeit von einer mit aller Macht einsetzenden Opposition erschwert worden. Ihr Führer war Mualim Nadschi, der mit seiner Schule die Rückkehr zum alten Stil predigte, freilich ohne Erfolg, denn die Schüler Abdul Hakk Hamids und Ekrems, Lewfik Fikret, Halid Sia und Dschenab Schihab eddin, blieben Sieger.

So stand es mit der türkischen Literatur bei der Wiedereinführung der Verfassung im Jahre 1908.

Wie wenig diese Literatur in das türkische Volk eingedrungen war, davon gibt ein Bekenntnis Zeugnis, das

ich einmal in einer türkischen Zeitung gelesen habe. In jenem Artikel sprach sich ein junger Türke darüber aus, auf welchen Umwegen es ihm ermöglicht wurde, mit der türkischen Literatur vertraut zu werden, und wo er die modernen Schriftsteller aufsuchen mußte, wenn er etwas von ihnen hören wollte. Es wurde dort erzählt, wie der junge Osmane auf der Suche nach geistiger Nahrung und türkischer Literatur anstatt in diese einzudringen, sich erst durch die ihm allein zugänglichen französischen Klassiker hindurcharbeiten mußte, um schließlich über Madame de Sévigné, Corneille, Molière, Racine, Boileau, Lamartine, Rousseau, Voltaire usw. zu Daudet, Flaubert und Anatole France zu gelangen, bevor er sich mit den Namen der älteren und neueren türkischen Literatur vertraut machen konnte, mit den Namen, die ich bereits vorher genannt habe. Auch die Stambuler Buchhändler konnten dem Wissensdurstigen nicht helfen. In den alten Schmökern, die ihm zugeschickt wurden, fand er nur die endlose Reihe der Titel alter türkischer Werke, so daß er reumütig zu Bourget, Pierre Loti und anderen zurückkehren mußte, bis er eines Tages einen älteren Band der türkischen Wochenschrift „Servet-i-funun“ in die Hand bekam, wo er bisher unbekannte Namen wie Mehmed Emin, Halid Sia, Fikret, Dschenab, Neuf, Hüfsein Dschahid und Achmed Hikmet fand. Diese Bekenntnisse sind charakteristisch für eine Zeit, in der das türkische Geistesleben den Versuch machte, sich aus den Fesseln des Hamidischen Regimes zu befreien. Achmed Ihsan, der Begründer der heute noch

erscheinenden Wochenschrift „Servet-i-funun“, hatte damals die Vertreter der neuen Zeit um sich vereinigt, und die inhaltreichen Seiten dieser Zeitschrift, die unter dem Druck Abdul Hamids entstanden waren, bildeten so ein Spiegelbild jener Zeit des Kampfes, da die türkische intellektuelle Welt für ihre Ideale rang und die Ziele erreichen wollte, die sie sich gesteckt hatte. Der bereits angeführte Artikel, diese Bekenntnisse eines jungen Osmanen, hat, soviel ich mich erinnere, das Ergebnis gefunden, daß der Aufschwung, den das türkische Geistesleben in den letzten Jahren der Hamidischen Despotie genommen hatte, mit dem Augenblick nachließ, als das Ziel erreicht, die Verfassung wieder eingeführt, Hamid gestürzt und aus den Trümmern der alten die neue Türkei hervorgegangen war. Nicht mit Unrecht wurde betont, daß die Konstitution die Kräfte aufgesaugt habe, die sich ehemals in den Dienst der guten Sache gestellt hatten. Neue Posten wurden frei; sie wurden von der jungtürkischen Intelligenz besetzt, und die vergaß sehr bald, worin ehemals ihre Aufgabe bestanden hatte. So fanden die jungtürkischen Literaten keine Zeit mehr, das begonnene Werk zu Ende zu führen, und ließen, als sie Staatsbeamte geworden waren, wiederum einen Niedergang in der geistigen Entwicklung eintreten.

Aber nicht nur das waren die Gründe dafür, daß die türkische Literatur der neuen Zeit sich nicht entwickeln konnte. Auch politische Gründe waren maßgebend, und so war es vor allen Dingen die von den Jungtürken ausgegebene Parole, der Osmanismus, welcher mit schuld

an diesen Zuständen hatte. Der Osmanismus nämlich sollte die Einheit aller osmanischen Untertanen ohne Unterschied des Glaubens oder der Nationalität gewährleisten. Die innerpolitischen Ereignisse zeigten aber sehr bald, daß die jungtürkische Politik damit einen Fehlgriff getan hatte. Die Rettung sollte dann mit der panislamischen Bewegung versucht werden, aber auch die Vereinigung aller muhammedanischen Elemente des Reiches scheiterte. Die Aufstände in Albanien, im Hauran, im Jemen sind die besten Beweise dafür.

Es hat stets Leute gegeben, die nach einem Ausweg suchten, eine Besserung der Zustände herbeizuführen. Nach dem Tripolis-Krieg hat eine Bewegung eingesetzt, die besonderen Wert auf die Betonung des Türkismus legte. Der Balkankrieg hat diese Bewegung gefördert, die das nationale Bewußtsein in der Türkei erwachen ließ. Auch die Regierungspartei schloß sich dieser Bewegung an, indem sie sich von der Erkenntnis leiten ließ, daß die Türkei die Vormacht des Islam werden mußte und ein starkes Türkentum nötig war, wenn das türkische Element den anderen das Reich bildenden muhammedanischen und nicht-muhammedanischen Elementen gegenüber die Oberhand behalten sollte.

In der Literatur hat sich diese Bewegung zuerst in Saloniki, dem ehemaligen Sitz des jungtürkischen Komitees, geltend gemacht, wo die Gesellschaft „Genç Kalemler“ (Junge Federn) und die Gesellschaften „Jeni Lisan“ und „Jeni Hıjad“ (Neue Sprache und Neues Leben) begründet

worden waren. Die türkische Sprache sollte vor allen Dingen vom fremden Beiwerk gesäubert werden. Der Feldzug richtete sich gegen die Stoffe und Motive, die aus der alten Literatur entnommen worden waren. Selbst Dichter wie Lewfil Fikret, Halid Sia, Abdul Hakk Hamid und andere wurden von der Liste der Jüngsten als Gestrige gestrichen. Die türkische Literatur sollte nach dem Programm dieser Jüngsten neugestaltet und auf neuer Grundlage gegründet werden. Sie sollte vor allem einen nationalen Charakter annehmen.

Jedoch erst der Balkankrieg konnte die Ideale verwirklichen, die man sich damals gesteckt hatte. Die Rückkehr nach Anatolien war ja auch der beste Anlaß zur Verbreitung dieser pantürkischen Bewegung. Im Drama hat sie noch keinen Fuß fassen können, wohl aber in der jungtürkischen Erzählungs-Literatur, als deren modernste Vertreter Aka Gündüs und Sia Göl Alp genannt werden müssen. Wenn wir uns die Stoffe näher ansehen, die diese Dichter bearbeiteten, so finden wir sie auf dem Wege nach dem Zukunftsideal des Türken, als welches die ursprüngliche Heimat der Turkmenenstämme, das Land Luran, immer und immer wieder genannt wird. „Das Vaterland der Türken ist nicht die Türkei, ist nicht Turkestan, ist ein weites ewiges Land Luran.“ So ruft Sia Göl Alp einmal aus. Der Roman „Jeni Luran“ (Neu-Luran) Halide Edib Hanums, der auch in deutscher Übersetzung meines Konstantinopeler Freundes Dr. Friedrich Schrader vorliegt, der seit zwei Jahrzehnten so manchen

Baustein zur deutsch-türkischen Verständigung herbeigetragen hat und als Übersetzer auch hier zum Worte kommt, zeigt auch ungefähr das Ziel, auf das die Pantürkisten, die Vertreter der neuesten literarischen Richtung, hinsteuern. Auch sie verfolgen ihre Ziele nicht ohne Kampf, denn sie werden von den sogenannten Islamschi bedroht, die ihnen eine antiklerikale Haltung vorwerfen. Die Koran-Übersetzungen ins Türkische und die Tatsache, daß das Freitagsgebet, das auf den Namen des Kalifen gelesen wird, heute nicht nur in arabischer, sondern schon in türkischer Sprache gesprochen wird, bestärkt natürlich die Opposition in dieser Auffassung.

Ich möchte mich hier nicht weiter über diese Bewegungen, die heute in der türkischen Literatur auftreten, aussprechen. Auch die neueste Literatur verfolgt, so will mir scheinen, noch etwas unbestimmte Ziele, denn das Land Turan kann ja nur als unbestimmtes Ideal aufgefaßt werden. Selbst die Führer der jüngsten literarischen Bewegung sind sich noch nicht recht darüber klar, wie das Ideal erreicht werden und was es ausdrücken soll. Es schwebt ihnen wohl vor allen Dingen das eine Ziel vor, die Türken der ganzen Welt unter einer gemeinschaftlichen Kultur zu vereinigen, und sie richten dabei natürlich auch ihre Blicke auf den Kaukasus, wo ja das türkische Element einen Hauptbestandteil der Bevölkerung ausmacht. Auch diese neueste literarische Bewegung zeigt sich uns daher als noch etwas Unbestimmtes. Gerade so wie die neueste Türkei überhaupt, die wir ja erst in ihren Umrissen erkennen können. Es

muß erst die große Entscheidung in diesem Weltkrieg abgewartet werden, um zu sehen, in welcher Richtung sich die türkische Literatur weiter bewegen kann und weiter zu bewegen hat. Gelingt es der Politik, unter der Betonung des Türkismus ein lebensfähiges Osmanisches Reich zu schaffen, dann freilich wird sich auch die türkische Literatur auf eine erfreuliche Zukunft vorbereiten dürfen.

Dr. M. H. K.

Die schöne Perwin

Von Hassen Dschahid

Jahrelang war er durch die Straßen Stambuls gegangen, bis er endlich einen einträglichen Platz gefunden hatte. Tagtäglich kam er dorthin. Dort, ungefähr zehn Schritte von der Tür eines großen Holzkonaks entfernt, hockte er auf der Erde, vor sich sein Taschentuch ausgebreitet, auf die Mitleidigen wartend, die ihm ihr Almosen hineinwerfen sollten.

Als er das erstemal dahin gekommen war, war er noch nicht gänzlich erblindet. Eines Tages aber legte sich ewige Finsternis über sein Leben; da fühlte er, wie der einzige und schwache Lichtstrahl, der ihm noch Trost gegeben in seinem schweren Elend, erlosch. Von nun an sah er kein Menschenantlitz mehr, in endloser Nacht war alles untergegangen. Durch fortdauernde Anspannung, um durch diesen undurchsichtigen Schleier hindurchzublicken, fand er allmählich ein Band, einen Faden, dessen äußerstes Ende er selbst war. Und dieser Faden verband ihn mit der Welt des Lichtes und der Glückseligkeit.

Sein Herz zitterte nur dann, wenn er die harmlose, unschuldige Stimme eines Mädchens aus dem alten Konak klingen hörte, neben welchen er sich jeden Tag, wie eine Wache, stellte. O, wie glücklich wurde er, wenn sie mit ihrer Mutter oder ihrer Erzieherin ausging und er ihr Stimmchen hörte, das die auf den Grund dieser dumpfen

und gleichgültigen Seele zurückgestaute Zärtlichkeit erwecken und zittern machen konnte. Wenn das Kind an ihm vorüberging, dann lauschte er in unaussprechlicher Erregung dem Geräusch der kleinen Schritte auf dem Pflaster.

Die treue Anhänglichkeit, die der Blinde diesem Platz seit Jahren bewahrte, hatte zwischen ihm und den Bewohnern des Konaks eine Art Vertraulichkeit entstehen lassen und manchmal sogar begleiteten die Weys und Hanums, wenn sie ihr übliches Almosen in das Taschentuch warfen, ihre Bewegung mit einem freundlichen: „Baba, nassil sin?“, einem „Wie geht's dir?“

Dem Blinden jedoch war das begehrteste Almosen das helle und reine Lachen des Mädchens. Die Diener hatten ihm den Namen des Kindes gesagt. Pervin hieß das Mädchen, und obschon die Bedeutung des Namens ihm fremd war, empfand er doch etwas harmonisch Süßes, wenn er ihn über seine Lippen gleiten ließ. „Pervin!“ Wenn er diesen Namen aussprach, vergaß er die Hilflosigkeit seines elenden und gebrochenen Lebens. Die kleine Pervin selbst schien sich nicht im geringsten vor seinen erloschenen Augen oder dem struppigen Bart zu fürchten. Wenn sie in Begleitung ihrer Erzieherin ausging, blieb sie gern einen Augenblick vor dem Blinden stehen, gab ihm ihr Almosen und antwortete dann im Weitergehen mit einem unschuldigen Lachen auf den Dank des Blinden: „Ömrünü bereket, kutschuk hanumym!“ „Der liebe Gott segne dich, kleines Fräulein!“

Erfreut und gestärkt durch den Silberklang dieses frohen

Lachens strengte sich der Unglückliche an, solange als möglich den Schall der kleinen Schritte zu hören, der langsam im Lärm der Straße unterging...

*

Der Blinde merkte auch, wie im Laufe der Zeit die Schritte sich veränderten, wie ihr Geräusch das kindlich Trippelhafte verlor und nach und nach den Gang eines großen Mädchens verriet. Eines Tages ging Pervin mit ihrer Erzieherin aus dem Haus. Diesmal schien es dem Alten, als sei ihr Schritt von Seide umrauscht, und ihm war, als höre er den Flügelschlag eines Vogels. Sie blieb vor ihm stehen, warf ihm den Pfaster in das Taschentuch und antwortete scherzhaft auf das dankende „Kutschuk hanumym“:

„Nein, Baba, ich bin nicht mehr eine Kleine, sondern eine große Hanum. Du siehst, ich trage doch den Tschartschaf!“

Als sie sich, den Seidenstoff durch den raschen Schritt ihrer Füße rauschen lassend, entfernt hatte, biß ein bitterer Schmerz in das Herz des alten Blinden: „Du siehst, ich trage doch den Tschartschaf!“

Nein Gott! Nein, er wird es niemals sehen. Seine erloschenen Augen, die so manches erkannten, werden niemals den Tschartschaf und den Feridschah sehen, von dem ein so süßer Geruch ausströmt. Und doch, wie gern hätte der Unglückliche das alles sehen mögen! Umsonst werden seine Wünsche heiß und heißer, sie werden ihn schmerzen

und töten, ewig wird er dieses Glückes beraubt bleiben. Er war dazu verdammt, sein elendes Leben weiter zu schleppen, festgenietet auf demselben Fleck, mitten in den Schrecknissen des Nichts, während so viel andere Männer, die er kannte, die Wellenbewegungen dieses Lichartschafs bewundern durften. In den Nächten, wenn die Straße still und verlassen war, lauschte er den Tönen des Klaviers, auf dem Pervin spielte. Die Sehnsucht nach diesen neuen Melodien ließ ihn die Nächte auf dem Bürgersteig verbringen. Er konnte, wenn er diese tröstenden Töne einsog, alles vergessen.

Wenn das Instrument unter den Fingern Pervins zu singen anfang, hörte der in die Ecke gekauerte Blinde mit Entzücken die Töne, die in ihm eine neue, tiefe, andern unbekannt Harmonie erweckten und die ihm die unendliche Reinheit dieser Mädchenseele offenbarte. In solchen Augenblicken lebte er nicht mehr, diese herrliche Musik entriß ihn der scheußlichen Welt, zog ihn aus den Nebeln, in denen er kauerte, und führte ihn in die Welt des Lichtes und der Glückseligkeit. Dann und wann vernahm er auch eine Stimme, Pervins Stimme.

Dieser Gesang belebte ihn, wiegte ihn und erweckte in der verzehrten Seele des Bettlers die Empfindung, als berühre er weichen Seidenstoff und geschmeidigen Samt. — —

*

Da, eines Tages, ereignete sich etwas Wichtiges im Konak: Pervin heiratete. Der Blinde erriet das aus

den Reden der Dienerschaft, aus der Bewegung, die im Hause herrschte, aus dem ewigen Kommen und Gehen. Nichts blieb ihm von diesen Hochzeitsvorbereitungen verborgen. Jetzt war alles so anders geworden, seit Pervins Trippelschrittchen, dem Rauschen ihres Feribschehs, den Tönen des Klaviers und ihrem Gesang. Das unschuldige und kleine Kind schien ganz und gar sich den angenehmen Zerstreuungen hinzugeben. Sie hatte nicht mehr Zeit, sich mit dem alten Bettler zu unterhalten, und ging, nachdem sie ihn beschenkt hatte, eiligen Schrittes weiter. Und da er diese heftige Sehnsucht des Mädchens nach der Hochzeit fühlte, kam es wie eine furchtbare Ahnung über ihn und zitternd wiederholte er, wenn sie vorüberging, mit der ganzen Wärme seines armen Herzens den üblichen Wunsch:

„Allah keder güeustermessine!“ „Gott bewahre dich vor aller Not!“

Die Hochzeit fand in aller Freude statt, und der Blinde hatte alle die Feste in trauriger Entsagung verfolgt. Die Flitterwochen hatten Pervin ganz verändert. Wenn sie jetzt spielte, hatten die Töne einen ganz andern Klang. Und als er diese Veränderungen im Empfinden der jungen Frau bemerkte, da fühlte der Blinde um so mehr in seiner Seele den reißenden Schmerz gänzlichen Verlassenseins, einer Trennung und steten Entbehrung. Mit ihr leben, sie sehen, mit ihr lange und süße Stunden verbringen — wach Glück mußte das sein!

Eines Tages nagte ihm ein Verdacht am Herzen: Pervin war nicht glücklich!

Wie war er darauf gekommen? Er konnte es sich selber nicht erklären. Aber ein Nichts ließ ihn die kleinste Veränderung dieser keuschen Seele erkennen, der er seit Jahren in Hingebung gefolgt war. Trotzdem er eine geheime Freude empfand über die der jungen Frau widerfahrne Enttäuschung, eine Freude, die er sich nicht eingestehen wollte, fühlte er einen furchtbaren Haß in sich gegen diejenigen, die ihr diesen Schmerz verursachten. Denn — er wußte es — Pervin litt. Da war kein Zweifel mehr. Wenn sie auch nichts davon sagte, ihre Stimme, deren geheimste Regungen er kannte, verriet ihr stummes Leiden.

Ein großes Ereignis geschah im Konak. Die Diener erzählten, der junge Mann habe sich geärgert und sich von seiner Frau getrennt. Als der Blinde das hörte, empfand er etwas wie wilde Befriedigung. Pervin würde wieder sein werden und nur ihm gehören in Zukunft.

Jedoch die Verzweiflung Pervins zerstörte bald diese Freude. Pervin war unglücklich; ihre Seele war gepeitscht. Im Rauschen ihres Feridschehs, im Geräusch ihrer Schritte war etwas, das mehr sagte, als lange Antworten verraten können, wenn er ihr zumurmelte:

„Allah ömrünü artırsun!“ („Gott gebe dir ein langes Leben!“)

Von nun an hörte der Blinde keine Musik, keinen Gesang, kein Seidenrauschen mehr. Es war, als weinte alles in ihr in stillem Leid. Vor diesem Schmerz, dem er sich so nahe fühlte, wurde der Blinde zugleich von ungeheurem Mitleid mit diesem geplagten Herzen und wildem Haß

erfüllt gegen die Männer, die die Herzen junger, reicher, schöner und zarter Frauen brechen und aus ihrem Leben ein Martyrium, eine Hölle machen.

Eines Tages, als Pervin dem Blinden wieder ihr Almosen zuwarf und der Bettler ihr ein langes Leben wünschte, da neigte die Frau sich zu ihm und sagte ihm mit tränen-erstickter Stimme:

„Hair bir an ewel schu dünüadan kurtulmama dua et!“
(„Mein, bete dafür, daß ich möglichst bald davon befreit werde!“)

Diese Klage, diese Tränen, das war diesmal zu viel für den Alten. Ihre Augen, deren Glanz er nie gesehen, weinten. Diese Stimme, diese Stimme, die ihm in die Seele drang, die ihm, der da im Schmutz und Staub kauerte, bisher Leben gegeben hatte, verfluchte das Leben! Warum denn gab es nicht ein klein wenig Glück auf dieser Welt für zwei unglückliche Herzen?

Er war dem Ersticken nahe und fühlte eine gebieterische Notwendigkeit, aufzustehen und vorwärts zu gehen. Er erhob sich, schwankte wie ein Betrunkener und stürzte sich nach vorn, als wollte er einen unsichtbaren Feind angreifen. Wer ihn so gesehen hätte, vom Rachedurst getrieben, seinen knotigen Stock schwingend und wütend den Boden tretend, der würde geglaubt haben, der Bettler zertrete mit seinen Fersen das ungerechte Leben dieser Welt und vernichte die Menschheit...

Der Traubenverkäufer

Von Ahmed Hikmet

Auf der Insel Prinkipo im Anfang Juli. Es ist ein Tag, an dem die Sonne die Erde beinahe zum Schmelzen bringt und die Blätter dörrt. Die vom Himmel herabflutende Hitze verbrennt die Wangen, bedrängt die Brust, beklemmt den Atem. Sie wird zu einer Flamme, die sich fast mit der Hand greifen läßt. Am Horizont eine Helligkeit, ein gresles Licht, das den Augen weh tut. Die Fichten auf dem gegenüberliegenden Ufer sehen wie schwarze Brandflächen aus. Die Augen, die so viel Licht nicht ertragen können, sind müde und bewegen sich nur träge unter den beschwerten Lidern. Erde und Himmel sehen aus, als wären sie in glühende Kohle verwandelt.

Da ertönt aus dem schlaftrunkenen, alles einhüllenden Stillschweigen von der Ferne aus der Gegend des Schiffsanlegeplatzes her eine furchtbare, mächtige Stimme: „Karpus! Ka—ar—pus! (Wassermelonen)!“ Sie erweckt den Widerhall, klingt gegen die Fenster der Kioske, schwingt sich über die Gipfel der Fichten und fliegt majestätisch wie ein grimmer Adler über die Hügel dahin. Ein Flug Trauben steigt, aufgeschreckt, über den jenseits des Sundes liegenden Fichtenwald in die Höhe.

„Ka—ar—pus! . . .“

Auf diese Stimme antwortet von der Seite der Mesamstraße her ein anderer noch mächtigerer Klang:

„Tschä—u—usch!“ Dann tritt Stille ein. Es ist als wäre durch die Wucht dieser urwüchsigen Stimmen die Schöpfung für eine Sekunde, von Schrecken ergriffen, in Zittern geraten. Beide Stimmen erklingen mit siegreicher Gewalt über die Berge und die Meere, die sich unter dem Mantel des Stillschweigens zu verbergen suchen . . .

„Tschä—u—usch! . . . Tschä—u—usch!“ Jetzt stehen die beiden Männer vor mir wie zwei Statuen vollendeter Männlichkeit. Ihre Körper sind so schwer wie ihre Stimmen, sie tragen lang herabwallende Bärte; ihre Hemden sind offen, daß die sonnenverbrannte Brust sichtbar ist. Ihre Waden stecken in halbhohen Samaschen. Die Gesichter haben einen treuherzigen Ausdruck . . . Auf ihren Rücken tragen die beiden Männer je zwei Okka fassende, ineinander gelassene Körbe . . . „Baba,“ sage ich zu dem Traubenverkäufer, „du verkaufst Trauben, als wenn du ein Kommando führtest! Deine Stimme klingt ja wie der Donner!“ . . . „Schreie ich wirklich so laut?“ versetzt der Mann treuherzig. Er verkauft seine Trauben und schickt sich an, die steile Straße hinaufzusteigen. Wieder läßt er die Umgegend von seinem Rufe erklingen: „Tschäusch! Tschäusch!“

Ich stehe unter dem Banne dieser Stimme und des Stoffes, der diese Stimme erzeugt. Eben ging auf der Straße noch ein anderer Verkäufer bei mir vorbei. Aus der Ferne klingen die Rufe: „Tschali Fassulka! Kemer Patlidschan!“ Aber dieser Klang wird niedergedrückt und zerstreut sich. Neben dem sich über ihn trümpierend

erhebenden Rufe: „Tsch—u—usch!“ bleiben diese Stimmen schwach und kraftlos.

Ich eile an das Hinterfenster des Hauses. Von dort sehe ich, wie der Traubenverkäufer, auf dem Gipfel des Hügels angelangt, seinen Korb auf die Felsen am Wege setzt. Seine Hände streckt er vorn in den roten Gürtel, der sich um seine Hüften windet. Mit seiner nackten Brust, den nervigen Baden steht er da wie ein Ebenbild der Kraft. Unter den dichten Brauen hervor fliegt sein Blick aus den langsam und stolz sich bewegenden Augen auf die Bogen der Marmara, das gegenüberliegende Gestade, auf den blauen Himmel und die geliebte von der Sonne übergossene Heimat Erde. Lange und tief schaut er auf das Bild der Heimat, und ich suche das Geheimnis seines Blickes zu deuten. Eine stumme Klage liegt darin. Es scheint, als ob er an das leidende Vaterland denkt. Wie heißt es doch im Liede?

„Allah! so tönt mein Ruf.
Die Hand fährt an das Schwert!
Den Leib färb' ich in Blut
Für Heimat und für Herd.“

Von meinem Fenster aus sehe ich auf diese Festung von Fleisch und Blut mit Staunen und Verehrung.

Jetzt schließe ich die Augen und habe eine Art Vision . . .

Ich sehe den Mann vor mir, wie er als Rekrut, ein Stück rot und blau gemustertes Tschemeni, ein Tuch, um

den troddellosen, formlosen Fes geschlungen, zerrissene Sandalen, „Tscharyks“, an den Füßen, auf seinem Rücken einen Ranzen aus Schaffell, mit seinen Kameraden durch das große Tor des Kriegsministeriums marschiert, indem er, um in Reih und Glied zu bleiben, wie ein Lamm hüpfet und springt. Heute ziehst du mit vielem Mut in zerrissener Weste und mit Hingebung an das Vaterland durch das Staatstor des Kriegsministeriums ein — morgen kommst du wieder heraus mit einem neuen Kalpak, in neuer Uniform, mit stolzer, gebieterischer Miene! Der heute schwach ist, wird morgen zum Helden, und die Erde zittert unter seinem Tritt . . .

An dem Tage, wo er die Zügel seines Pferdes in die Hand nimmt, den Säbel zieht, die Flinte schultert und das Bajonett aufpflanzt, wird der schwache, furchtsame Landmann zu einem furchtbaren Soldaten . . . Das Lamm, das, als es die Pflugschar führte, gedrückt und verachtet war, wird zum reißenden Tiger. Er zerschmettert diejenigen, die sein Nest zerstören wollen. Wer ihn dann sehen kann, wird des Glaubens sein, er sei nur dazu geschaffen worden, Uniform zu tragen und die Waffe zu handhaben, daß seine Stimme nur dazu bestimmt war, zu kommandieren und seine breite Brust nur um dem Vaterlande zum Schild zu dienen . . . Wenn man dich dann in dem stählernen Verbands des Bataillons sieht, und deinen Ernst und deine Festigkeit bewundert, wie soll man dich nicht lieben und auf dich stolz sein! Mit der Muttermilch zugleich, hast du die Eigenschaften einer Klasse

bekommen, die dazu geschaffen ist, Seelengröße, Hochherzigkeit, Troß und Geduld, Gehorsam und Herrschertum zu verkörpern. Andere Nationen lernen diese männlichen Eigenschaften in den Schulen und an den Universitäten; du lernst sie aus den großen, schwarzen Augen der Mutter, aus der tiefen, grollenden Stimme deines Vaters, aus den geheimnisvoll harmonischen Lauten des Korans.

Selbst mit deinen zerrissenen „Potur“ (das enganliegende Beinkleid des osmanischen Bauern) bist du achtungsgebietend. Selbst, wenn du unterliegst, siegst du. Du neigst mehr zur Gewalttätigkeit, als zur Schmeichelei. Du bist hart und fest, wie die Entschlüsse deiner Brust. Aber in deiner Härte gibt es keine Roheit, keine Gemeinheit. Es liegt darin die Macht zum Herrschen und eine edle Ungezwungenheit. In deinem Zorn Donnerst du wie ein Gewitter; wenn du gerührt bist, weinst du wie die Frühlingswolke . . . In deiner Seelentiefe bist du wie ein Engel, wie ein Teufel, wenn der Troß dich faßt.

Beharrlich bist du in deinem Denken, beharrlich in deinen Gewohnheiten, beharrlich in deiner Freundschaft, beharrlich im Kriege. An Neuerungen gewöhnst du dich langsam. Hast du dich aber einmal gewöhnt, gibst du sie sobald nicht auf. Du bist treuherzig . . . Diejenigen, die auf dich neidisch sind, können dir mehr Schaden zufügen, wenn sie dir schmeicheln, als wenn sie dich quälen. Die Bewegungen deiner Beine und Arme sind langsam wie die einer Schildkröte. Deine nicht zu erschöpfende Geduld, deine nicht zu erschütternde Festigkeit geht daraus hervor.

Eigennutz kennst du nicht . . . Das Geld, jenes Stück Metall, das fälschlich als eine Quelle des Glückes gilt, achtest du nicht. Dein Stolz ist größer als deine Eigenliebe. Den, den du liebst, stellst du höher als dein Leben. Meist lebst du für andere, arbeitest für andere, stirbst für andere. Wenn dich andere lieben, denkst du nicht mehr an dein eigenes Interesse, man mag dich an die Maschine stellen, oder dir ein Handwerkszeug in die Hand geben, oder dich in deinem Laden die Zinsen deines Kapitals berechnen lassen! Sie erwarten das von dir und doch rechnen sie dir diese Uneigennützigkeit als Fehler an. Aber kaum besitzest du Zeit dazu, dich ausbeuten zu lassen! Vom Pfluge wirst du fortgerissen. Das Gewehr gibt man dir in die Hand. Von einer Grenze zur anderen mußt du eilen. Du stirbst in Bulgarien, in Griechenland, in Arabien, Kurdistan, Persien. Nur in deinem Dorfe läßt man dich weder leben noch sterben. Man erlaubt dir nicht, deine Geliebte Aischa zu küssen und dein Söhnchen Mehmed aufwachsen zu sehen . . .

Du bist wie eine hohe Platane, die zerbricht und sich nicht beugt, du stirbst und klagst nicht! Du feuchtest den Wüstensand mit deinem Blute und tauchst dein Brot in den Schweiß deiner Stirn . . . Du bist ein Bergewaltiger in der Form des Gewaltmenschen. In deiner Heimat bist du ein Fremder, eine Waise am Herde deines Vaters und deiner Mutter. Dieses Anatolien, das von verwaisten Müttern voll ist, wird für dich zu einer grausamen Stiefmutter . . .

Ein Schwert bist du, das in die Scheide des Orients nicht hineingeht, das mit Blut beträufelt wird und sich feuchtet, mit dem man schlägt und schlägt, bis es zerbricht . . .

Aber aus jedem der Stücke bricht ein Funke hervor, der zu einem Blitze wird. Du trägst in dir eine göttliche Kraft, einen ewigen Segen, o Türke.

Der Kulturträger

(Mein Neffe)

Ein Monolog von Ahmed Hismet

(Ein alter Herr mit meliertem, rundgeschnittenem Vollbart. Sein Gehrock ist von oben bis unten zugeknöpft; er trägt einen runden Fes, der, auf den Hinterkopf geschoben, die offene, gerunzelte Stirn zeigt. Die Schultern sind leicht abfallend, die Figur nach vorn gebeugt. Sein Mienenspiel ist lebhaft und humorvoll, sein Alter zwischen 50 und 55.)

Der alte Herr: Ich habe einen Neffen . . . Er hat in Paris seine Studien beendet . . . Ja, wissen Sie, beendet! Als meine Einkünfte zu Ende waren, bezog er auch keinen Wechsel mehr von mir . . . und als er mit dem Wechsel fertig war, hatte er auch seine Studien beendet . . . Worin seine Studien eigentlich bestanden, das habe ich nie so recht erfahren können. „Lieber Onkel,“ sagte er, „du verstehst von der Sache einfach nichts . . . Bis ich

auf der Universität mit allen Wissenschaften fertig bin . . . !“
— Ja, aber bis er auf der Universität mit allen Wissenschaften fertig ist, bin ich im Narrenhause mit allen Narrenheiten fertig . . . Sehen Sie . . . und sagen Sie mir, ob man da nicht verrückt werden kann! Ich werde es Ihnen erzählen . . . : Mein Neffe hatte zuerst den Wunsch, Baumeister zu werden . . . Er zeichnete auch einige wunderbar verzierte Lüren, ferner prächtig-vergoldete Kuppeln und zog mir mit seinen Plänen, die nicht Hand und nicht Fuß hatten, das Geld aus der Tasche . . . Na, später sah er ein, daß er kein richtiges Fundament legen konnte, und warf sich auf das Studium der Metallurgie . . . Je eifriger er aber das betrieb und mit seinen Retorten und Schmelztiegeln arbeitete, desto mehr schmolzen auch meine Goldstücke dahin . . . Mein Neffe wurde auch dessen überdrüssig. Er erinnerte sich an das alte Wort: „Fass' eine Erdscholle und sie wird zu Gold!“ Um dies zu erreichen, versuchte er es mit dem Studium der Landwirtschaft und der Forstkultur . . . Der tolle Mensch machte aber seine ersten Versuche bei der Tochter eines Gärtners und säte buchstäblich Hirse auf dem Grunde meines Portemonnaies, wie wir sagen, das heißt, er untersuchte es bis in die tiefsten Tiefen, um später, wie man sagt, einen Feigenbaum auf meinem Herde zu pflanzen. Schließlich eines schönen Morgens, sah ich meinen Neffen vor mir . . . O, wie er aussah! . . . Sein Kragen war rissig, wie ein marmorner Brunnenrand, seine Haare guckten lang und kraus unter einem Fes hervor, der schon lange seine

Form verloren hatte, und waren gegen den Strich gekämmt, wie die Federn eines Truthahnes, die der Wind zerzaust. Sein Schlips war ein Plastron, das als Matratze für ein Baby hätte dienen können. Er bog mir seinen Hals entgegen. Während ich ihm die Hand zum Kuß bot, bot er mir die Lippen. Wir wußten beide nicht, was wir tun sollten. Ich hielt meine Hände ausgestreckt . . . Schließlich warf er sich mir an den Hals — und küßte mich ohne weiteres auf den Mund . . . Ich schämte mich wegen meiner Hand, die nichts abkriegte . . . Notgedrungen zog ich sie zurück. In dem Augenblicke zog er aus der hinteren Tasche seines Gehrockes ein weißes Taschentuch und dabei sah ich, daß an seinen Fingern einige große Ringe mit falschen Steinen, roten, grünen, blauen, steckten, und dann wuschte er sich — ich weiß nicht, war es etwa, weil er meine Lippen geküßt hatte — in einer auffallenden Weise die Nase und den Mund. Er fand eine von unserer alten Vätersitte verschiedene Art, sich die Nase zu putzen, nämlich in der Mitte des Taschentuches. Dann faltete er es wieder zusammen (er ahmt ihn nach). Dann warf er sich auf den Diwan und bewegte sich wie ein Stehaufchen . . . Er schwankte hin und her; endlich saß er gerade wie ein Pfahl . . . Er schien kein Mensch mehr zu sein, nicht mein Neffe mehr, sondern eine Maschine . . . Auch auf dem Minder (Diwan) konnte er nicht mehr sitzen; so versuchte er es auf dem Kanapee. — Aber auch dort fand er seine Ruhe nicht. Nichts gefiel ihm . . . Auch ich gefiel ihm nicht, sein geliebter Onkel . . . Meine Worte

gefielen ihm nicht . . . Meine Haltung gefiel ihm nicht . . . Mein Gang gefiel ihm nicht. Ach — nichts gefiel ihm! Er setzte es sich in den Kopf, die ganze Hausordnung umzuwerfen, alles wollte er auf den Kopf stellen. Er verlangte, daß der Diener, der ihm den Kaffee brachte, weiße Handschuhe anzöge, daß der Koch eine weiße Kappe aufsetze. Er wünschte, daß sich der Hausmeister und der Kehaja*) jeden Morgen rasierten; er riß sich in Stücke darum, er bestand darauf. Als ich eines Abends in sein Zimmer trat, um ihm die Leviten zu lesen, bot sich mir ein schrecklicher Anblick. Über das Gesicht meines Neffen war ein Stück Stoff gebunden, das unter der Nase bis zu den Ohren ging, und dieses Gesicht hatte einen unheimlichen gelben Glanz. Seine Füße ruhten auf dem Eisengeländer der Bettstelle, seine Hände hatte er in Watte gewickelt, seine Augen waren geschlossen . . . So schlief er, als wäre er von Sinnen . . . „Ein Unglück! . . . Ein Unglück!“ rief ich, stürzte aus dem Zimmer. Und dann: „Schnell einen Arzt!“ Im Hause liefen alle wild durcheinander, es ging hinaus und herein. Der Arzt kam. Behutsam traten wir mit ihm in das Zimmer meines Neffen. Da richtete sich mein Neffe ganz verstört von seinem Bette auf . . . In das Zimmer tönte das Wehgeschrei der Frauen im großen Salon. „Er hat sich selbst umgebracht!“ riefen sie. Mein Neffe wußte nicht, was er dazu sagen sollte; er wollte weglaufen. Wir flehten ihn an, sich wieder hinzulegen, klammerten uns an seine

*) Wächter.

Arme, an seine Füße . . . Es war ein furchtbarer Auf-
ruhr. (Er hält einen Moment inne.) Schließlich kam es
an den Tag, was es mit der Sache für eine Verwandtnis
hatte. Mein Neffe hatte die Absicht gehabt, am nächsten
Lage nach Riathane zu gehen . . . Da hatte er den Ein-
fall gehabt, um die Füße in die Schuhe hineinzukriegen,
sie auf den Bettrand zu legen, damit das Blut herausginge.
und um seine Haut weich und glänzend zu machen, hatte
er sich das Gesicht mit Coldcream bestrichen. Um den
Schnurrbart recht steif zu machen, hatte er sich so eine
Maschine über das Gesicht gebunden und inmitten dieser
selbstauferlegten Qualen war er ruhig eingeschlafen. Konnte
es etwas Einfacheres und Natürlicheres geben als das?
Das war die Frucht seines fünfjährigen Aufenthaltes
im Lande der Wissenschaft und der Zivilisation, wo er, wie
er sagte, Tag und Nacht in beständigem Studium ver-
bracht hatte . . . Nicht wahr, Sie haben verstanden? . . .
Nach diesen fünf Jahren hatte er die Haltung eines Na-
poleon, das Haar eines Humbert, den Schnurrbart Kaiser
Wilhelms . . . Das genügte meinem Neffen, um sich für
einen modernen Kopf zu halten. Ach! (Er seufzt tief.)

Eines Morgens hörte ich aus dem großen Salon
unter mir einen Lärm, ein Lachen, ein Stampfen herauf-
schallen. Ich öffnete leise die Tür. Was sah ich?! Mein
Neffe hatte seine Schwester an das Piano gesetzt und
alle Dienerinnen, alte und junge, selbst die Kehaja-Kadin
eingeschlossen. Sie hatten ihre Ärmel aufgestreift und ihre
Bluse oben aufgekнопft. Das sollte das Decolleté vor-

stellen, und er spielte ihnen tolle Länze. „Allmächtiger Gott,“ sagte ich, „ist so was denn möglich!“ Ich stürzte in das Zimmer, ich griff ihn bei seinen pomadisierten Haaren und schleppte ihn in den Selamlit . . . Mein Neffe hatte seine zivilisatorische Aufgabe so verstanden, daß er seiner Schwiegermutter die Geschichten des Boccaccio erklärte und den Dienerinnen Abenteuer aus dem Moulin Rouge erzählte. Jetzt wurde es bitterer Ernst; das ging doch über den Spaß. Ich sagte zu ihm: „Mein Sohn, hast du nicht begriffen, daß sich die Sitten des Westens und Ostens nie einander nähern werden? Hast du nicht eingesehen, daß die türkische Moral zu der fränkischen paßt wie die Faust auf das Auge? . . . So höre denn!“ Ich nahm meinen ganzen Ernst zusammen, knöpfte meinen Gehrock zu, rückte meine Brille zurecht und pußte mir die Nase. Er pußte sie sich auch. „Nun höre!“ wiederholte ich. „Ich will dir sagen, wie sich der Westen von dem Osten unterscheidet. Erstens: Wenn wir den Respekt ausdrücken wollen, so entblößen wir unseren Kopf nicht. Aber bei den Europäern ist die Entblößung des Kopfes ein Zeichen der Achtung. Höre weiter . . . : Zweitens wohnen seit ältester Zeit die Diener in dem untersten Stock, die Herrschaft wohnt in dem oberen. Bei den Franken ist im Gegenteil der Unterstock die Wohnung der Herrschaft und der Oberstock ist für die Diener bestimmt. Drittens: Die Leppiche, die wir unter unsere Füße breiten, hängen die Franken an der Wand auf. Viertens: Bei uns sitzt seit alter Zeit der Mann rechts, die Frau links.

Bei den Europäern ist es umgekehrt, da sitzt der Mann links, die Frau rechts. Fünftens: Wir essen den Pillaff*) und die Makaroni zuletzt. Sie essen sie als ersten Gang. Sechstens: Bei uns gilt es als gute Sitte, bei dem Essen wenig zu sprechen und schnell zu essen, sie dagegen glauben, daß man bei Tisch viel sprechen muß, Geschichten erzählen, den Kaffee am Tisch trinken und sogar seine Hände bei Tische waschen soll. Siebentes: Wir glauben, daß die Kinder sich nicht in das Gespräch der Großen mischen sollen und halten das für eine große Ungezogenheit. Bei ihnen gilt es als ein Zeichen der Klugheit. Achters: Bei uns ist zwölf Uhr entweder Morgen oder Abend. Bei ihnen bedeutet diese Stunde entweder Mittag oder Mitternacht.“ — Hier schaute ich auf und sah, daß mein Neffe bei dem Worte Mitternacht schläfrig wurde. Ich schüttelte ihn. „Es ist noch nicht zu Ende, höre weiter,“ sagte ich. „Neuntens: Wenn sie singen, müssen sie stehen; wir sitzen, wenn wir singen. Zehntens: Wir glauben, daß ein blaues Auge behert und betrügt, sie halten das blaue Auge für etwas so Himmlisches, daß sie selbst den Engeln blaue Augen zuschreiben. Elftens: Bei uns gilt die Genügsamkeit für eine Tugend, bei ihnen ist sie ein Zeichen niederer Gesinnung. Zwölftens: Leider auch wir lassen uns den Schnurrbart wegrasieren . . .“ ich hob hier zufällig den Kopf und sah, daß mein Neffe genug bekommen und das Weite gesucht hatte. (Er stampft mit

*) Reisgericht.

dem Fuß auf.) Jetzt geriet ich wirklich in Zorn. Aber bevor ich mich beruhigen konnte, hörte ich aus der Küche ein Geräusch herausschallen. Was war wieder geschehen? Mein Nefte hat von den Pistazien in dem Reschulifukara, das der Koch İbesch eben gekocht hatte, nehmen wollen und seine schöngepflegten, langen Nägel dazu gebraucht. Darauf hatte ihm der Koch gesagt, er solle sich erst die Nägel schneiden, bevor er in die Küche käme, und war gegangen, um es mir zu sagen. Mein Nefte aber hatte den Unglücklichen von dem Kutscher Patoli und dem Küchendiener Hatschadur festhalten lassen und wollte ihm den Schnurrbart wegrasieren lassen, indem er ihm versicherte, er werde so mehr à la franca aussehen. Dem armen İbesch aber war der Kopf heiß geworden, er faßte die Rudelrolle in die eine Hand und in die andere ein halbverbranntes Stück Holz und wollte ihn aus der Küche jagen. Er schrie: „Meine Ehre hat er beleidigt, so daß ich keine zehn Para mehr wert bin . . . Hier sollst du nicht bleiben, fort!“ Ich kam noch zur rechten Zeit dazu, um meinen Nefen zu retten und jagte ihn in den Harem, wie ich ihn vorher in den Selamlık gestoßen hatte. Weber hier noch dort taugte er. Aber die Zeit war gekommen, um ein Exempel zu statuieren. Ich dachte lange darüber nach. Ich bemühte mich von dem Tage an, eine Beschäftigung für meinen Nefen zu finden. Ich brachte ihn zu dem Entschluß, eine Studienreise in einen Gebirgswinkel Anatoliens zu unternehmen. Aber wohin? Schließlich verfiel ich auf Sunguldağ — Sunguldağ! Ja, das war

das Wichtigste, ha, ha! Jetzt wirst du dein Moulin Rouge und deinen Cancan dort vergebens suchen. Gott sei Dank! Endlich gefunden! Mit einer Ingenieurstelle in Sunguldaß*) schaffte ich mir meinen Neffen vom Halse!

Genau fünf Jahre später kehrte mein Neffe, der sich, überschäumend, wie Champagner, in keine Flasche einsperren lassen wollte, von Sunguldaß zurück. Das Moussierende hatte sich verloren, er war ruhig und gesetzt wie gute, schwere Buttermilch.

Tante Naqije

Eine Erinnerung von Ahmed Hilmel

Es war der heißeste und schwülste Abend Ende August, aber er war gleichsam in Gold getaucht. Im Innern des Dorfes Erenköj, unter der in der Ecke eines Weinberges gelegenen Laube saß mit untergeschlagenen Beinen auf einer aus Kirschbaumästen gefertigten Bank, die mit einem alten Kelim bedeckt war, Tante Naqije. Mit der einen Hand rauchte sie den Tschibuk, in der anderen hielt sie einen mit einer roten Troddel geschmückten Rosenkranz aus Moeholz, mit dem sie spielte. Ich küßte nach meiner Gewohnheit ihre weiche fleckige Hand, aus der die violetten Adern hervortraten.

„Gottes Segen, mein Sohn!“ sagte sie.

*) Ort am Schwarzen Meer.

Jeden Abend, bei meiner Rückkehr nach Hause, küßte ich die Hand dieser bejahrten Frau mit dem Rande der Lippen und war seit Jahren dieses seine Form und Art nie wechselnden Grußes so oft theilhaftig geworden, daß ich anfang, ihm keine große Bedeutung zu schenken. Bisweilen hörte ich sogar nicht einmal, was sie sagte. Wie sich jedermann um die schweigsame und ruhige achtzigjährige Tante bemühte, die der Welt entsagt hatte und ihrem allmählich der Auflösung sich entgegenneigenden, gebrechlichen Leben zum Trotz sich auf das Jenseits vorbereitete, war auch ich um sie bemüht. Aber es war bei jedermann so, wie bei mir?

Mir bereitete es ein eigenes Vergnügen, mich mit sehr kleinen Kindern und auch mit sehr alten Leuten zu unterhalten. Für die einen existiert die Vergangenheit nicht, für die anderen keine Zukunft; und diese Bilder des Sonnenaufgangs und Sonnenuntergangs waren mir wohlthuend und sehr natürlich.

Ich ging und setzte mich neben Tante Naqise. Ihre Haare mit den vom Alter weißen Wurzeln, aber mit den von Henna roten Spitzen, die unter dem geränderten, grünen Gebetskopftuche hervorkamen — ihre dünnen bleichen Lippen, die, da ihr auch nicht ein Zahn geblieben war, eingezogen und eingesunken waren, ihre Lider, die sich schwer senkten und hoben über den erloschenen Augen, deren Weißes schon ins Gelbe spielte, die verrunzelten, faltenreichen Wangen, deren Einziehen und Anschwellen stark sichtbar wurde, wenn sie den Rauch ihres alten Tschibuk einsog und ausstieß, ihre unter dem Hemde aus

Halali immer unbedeckte Brust mit den hervortretenden Knochen, die aber rein war und nur ein wenig gerötet, — alles das war für mich an jenem Abend unendlich rührend zu sehen...

„Lante Naqije, wie erträgst du die Hitze? Ist Brussa heißer oder Stambul?“ — — — —

Lante Naqije war die ältere Tochter der Amme meines Vaters. Sie stammte aus Morea. Nach der Auswanderung hatte sie ihr ganzes Leben in Brussa verbracht, dort hatte sie sich verheiratet, dort hatte sie ihre Kinder zum Militär geschickt. Jetzt war sie eine gesegnete Greisin.

Lante Naqije liebte besonders den Soldatenstand und die Soldaten. Nachdem sie nach Stambul gekommen, war es ihre größte Erholung, an den meisten Freitagen bis nach Kabataş zu gehen und von dort der Rückkehr der Soldaten zuzuschauen.

Im Vorbeigehen an den Wächthäusern war sie gewohnt, unter allen Umständen den Posten mit: „Solam aleikum, mein Sohn!“ zu begrüßen. Da sie sehr darauf aus war, so oft sich nur die Gelegenheit dazu bot, mit den gemeinen Soldaten, die sie unterwegs traf, zu plaudern, so ließ sie sich auch solche Gelegenheiten nicht entgehen. Manchmal kaufte sie Obst, kaufte Tabak und gab ihnen diese Dinge. Oft kam es auch vor, daß die Lante einen großen Stein, der aus dem Pflaster gerissen war, aufhob und auf die Straße warf, indem sie dachte, die Soldaten, die sie wie Söhne liebte, könnten mit den Füßen daran stoßen und das möchte ihnen wehtun.

„Mein Sohn, ist die Selimie-Kaserne sehr weit von hier? ...“ fragte sie.

Während sie nach der Selimie hinüberschaute, bemerkte ich, wie ihre schwarzen Augen, deren Licht erloschen war — hinter den Rauchwolken des Tschibuks der Sitz eines an die Ewigkeit geknüpften Traumes — als ob sie in weiter Ferne etwas sehr Trauriges sähen, lachend Tränen vergossen.

Das zitternde Licht der, wie ein riesiger, gelber Fächer von weichem Flaum, zum Teil hinter dem Horizont untergegangenen Sonne, sickerte, zusammen mit einem schwülen, schwachen, dunklen Winde durch das Weinlaub und die Zweige der die Laube umrankenden wilden Rosen hindurch und küßte das grüne Gebetskopftuch der Lante mit leichtem Rosen. Die Schöpfung lag in majestätischem Schweigen: nur das aus der Ferne vernehmbare eintönige Zirpen der Grillen und das ununterbrochene Geschrei der Frösche aus dem Wasserbecken in der Ecke des Weinberges verbreitete sich in der Runde. Die Blätter der Weinstöcke, die von der Glut der Sonne am Tage gewelkt und schon ins Gelbe spielten, zitterten leise, leise. Der still wehende Abendwind gab den Bäumen ringsum, den Wiesen, den Nachtkerzen eine schmachtende Kühle und eine zärtliche Frische. In dem Raum verbreitete sich ein wollüstiger Abendgeruch. An dem dunkelblauen Himmel standen überall unbeweglich Stücke von weißen Wolken.

„Lante, was hat dich veranlaßt, nach der Selimie-Kaserne zu fragen?“

„Nichts!“

In diesem „Nichts“ lagen ihr ganzes Leben, ihre ganzen Schicksale, ihre ganze Vergangenheit. Zwischen ihren farblosen Lippen hervor flog ein rührend schönes Gebet, das sich mit dem göttlichen Glanze dieses Abends mischte, geradewegs zum Hofe der Erhörung empor. Ach! In was für eine erhabene, engelhafte Schönheit hüllte sich in diesem Augenblicke vor mir diese Frau, sie, die Mutter von drei Blutzügen! Ein Lächeln, voll von dem Lichte des Stolzes, das aus ihren Augenwinkeln aufflog, eine Flamme edler Herzensgüte, machte meine Seele trunken vor Trauer. Ich wandte meinen Kopf ab. Unter einem tiefen Schatten am Rande der Mauer stand eine Blume, deren Farben verblaßt waren: ihre Blätter waren zur Hälfte vertrocknet, abgefallen, im Staube zertreten, zur Hälfte verwelt und verschrumpft ... Jenseits davon hatte ich den Anblick eines verdorrten Kirschbaumes, der sich zur Erde neigte und gesunken war, und weiter bemerkte ich eine alte Hütte, die den Anstrich verloren hatte, eine traurige Ruine.

„Hast du an die Verewigten gedacht?“ — — — —

Indem sie einen Blick voll Zärtlichkeit auf mein Gesicht richtete, sagte sie leise mit wehmütiger Freude wie ein alter Glaubensheld, der seine Wunden zeigt: „Ja! Gerade so ein Sommerabend war es. Ich war gegangen, um nach meinem lieben Hüsein zu fragen. Ein Offizier, der in einer Liste blätterte, sagte: ‚Nächstens wird er kommen.‘

Später, als ich hinausging, kam ein Soldat an mich heran. ‚Hüsein Aga‘, sagte er, ‚hat das erlangt, was wir nicht haben erlangen können — das Märtyrertum, o Mutter!‘

Ich habe nicht geweint. Hatte doch ihr Vater gesagt, als er sie zum ersten Male an meine Brust legen ließ: ‚Entweder Schehid oder Ghafi.‘ Weder um ihn, noch um meinen Hasan, noch um meinen Schwiegersohn traure ich. Im Jenseits habe ich nichts, das mich erwartete, als diese drei heiligen Opfer. Sicher werden sie für mich Fürsprache einlegen.

Als die Nachricht kam, daß mein Schwiegersohn, der als Freiwilliger gegangen war, das Märtyrertum erlitten, war meine Tochter sehr schwach, und im dritten Monat verschied sie auch. Bei ihrer Jugend, bei ihrem Zustande als jungverheiratete Frau, wie ist das weiter wunderbar? In der Nacht, als sie sich trennten, hatte ihr Gatte folgendes Lied vor sich hingefungen:

Ist es nicht schön zu finden
Morgen im Räte Gottes,
Seine Brust rot, mit Wunden
Deinen Verlobten an deiner Seite?

Das arme Mädchen hatte während ihrer ganzen Krankheit, wenn sie sich selbst verloren hatte, dieses Lied wiederholt... Jetzt kann auch ich nur mit ihrem Schatten meine Zeit verbringen. Jetzt sind sie für mich wie vier Flügel, nicht wahr, mein Sohn? Ach, und wirklich ist es nicht besser, wenn schon gestorben sein soll, seine Sünden abzuschütteln und im heiligen Kriege dahinzugehen?... Nach den Aussagen ihrer Kameraden sind sie alle drei auf die Stirn und in die Brust getroffen worden... Ach! Mein

süßer Hassan, was für ein Krieger, was für ein Held war er! Als er ging, sagte er zu mir: „Mütterchen, wenn du hörst, daß ich in den Rücken getroffen bin, so hüte dich, eine Fatiha für meine Seele zu lesen, die Milch, die ich von dir gesogen habe, soll mir Frevel sein!...“ Ubrigens sind alle drei mit dem Vorsatz zu sterben ausgezogen. Als der Vater sah, daß ich weinte bei dem Eintreffen der Nachricht von Hassans Heldentode, zürnte er mir. Er selbst warf sich zum Dankgebet nieder... Wenn seit jener Zeit meinem Herzen eine Schwäche oder etwas Bitteres ankommt, so schließe ich meine Augen und sie erscheinen mir mit ihren Wunden, lachend küssen sie meine Hände und mein Gesicht. Wolle Gott, daß auch du das Heldentum deiner Kinder erlebtest...“

„So soll es sein, Lantchen.“

Dann zog sie ein nach Art eines Amulettstreifens in ein feines Wachstuch eingewickeltes, zerknittertes und an den Faltstellen abgeriebenes Stück Papier aus ihrem Busen und führte es an die Lippen. Sie feuchtete es mit einigen Tränen, die langsam aus ihren gelb gewordenen Augen tropften. Sie hielt es mir hin: „Das ist Hüseins letzter Brief,“ sagte sie. Er lautete:

Trautester Vater! Liebwerte Mutter!

Ich küsse Eure Hände und grüße und preise Euch alle. Ich will Euch etwas sagen, oder was richtiger ist nach der Ansicht unserer Religion: ich habe Euch eine frohe Botschaft zu melden, aber Ihr, Ihr sollt nicht trauern und nicht weinen. Vater, wenn du willst, so sage der Mutter nichts!

Hättest Du nicht gesagt: „So viele Kriege habe ich mitgemacht, aber in keiner Weise meinen Zweck erreicht?“ Sieh! Das ist es gerade, was ich dir sagen wollte: Hassan hat seinen Zweck erreicht... er ist zum Blutzengen geworden. Nachdem er in der Schlacht vor drei Tagen die Schnelligkeit eines Hirsches und den Heldenmut eines Löwen gezeigt hatte, ist er als Blutzenge gefallen. Gott möge ihm Barmherzigkeit zuteil werden lassen. Während er fiel, war ich an seiner Seite. Er bat, daß Ihr Euer Recht an ihm aufgebt. Von einer Kugel war er in die Schläfe, von zwei Kugeln in die Brust getroffen; auch hatte ein Splitter die rechte Hand abgerissen. Ich selbst habe ihn begraben. Als er in die Erde sank, lächelte noch sein Gesicht. Jenes Andenken an unsere Ahnen, den Satagan, der ein Geschenk von Dir war, habe ich zusammen mit ihm begraben. Auch die Scheide habe ich an Stelle eines Steines am Kopfende eingepflanzt. Du mußt wissen, daß der Berewigte seit einigen Jahren sogar in den Nächten mit jenem Messer zu Bette ging. Ach, mein Väterchen! Hättest Du gesehen, mit welchem Ungestüm wir uns auf den Feind warfen! Vor meine Augen traten jene Angriffe, die Du in Deinen Feldzügen gemacht hast. Wie schön hast Du sie uns beschrieben! Mit welcher Freude hast Du Deine Wunden gezeigt! Sei davon überzeugt, mein Väterchen, mein Bruder ist gefallen in einer Weise würdig Deines Sohnes. Der Feind kam gegen unsere Front wie eine schwarze Wolke heran. Wir waren zwei Kompagnien stark. Dem Blitz gleich machten wir einen Angriff. Beim ersten ver-

loren wir unseren Hauptmann. Als auch der Feldwebel verwundet wurde, übernahm Hassan das Kommando. Ach, lieber Vater! Wenn Du gesehen hättest, Du, der Du so fern bist, wie unter unseren Füßen die Erde und über unsern Häuptern die Bäume bebend zitterten, als Hassan sein „Allah“ schrie, Du hättest gestaunt. Schließlich warfen wir den Feind von dem Hügel, wir fingen an, ihn vor uns herzutreiben. Ganz vorn lief mit aufgelösten Schuhen — sein Fes war ihm herabgefallen, sein Kopf bloß — mit nackten Füßen unser Hassan... Er lief... wie ein Vogel, wie der Wind, wie die Flamme lief er. Versucht nicht in diesem Moment der Feind noch einmal kehrt zu machen? Und siehe! In der Minute sah ich Hassan am Boden. Vor Kampfbegier und Mut weiß er nicht, was er tun soll. In dem Blute, das von seiner Stirn herabströmte, mit den Zähnen, die sich dunkelrot färbten, bemüht er sich abzudrücken. Er biß in den Lauf seines Gewehres. Seine Augen traten aus dem Kopf wie die Augen eines wütenden Tigers. Wir mußten ihn notgedrungen dort liegen lassen. Nachdem wir den Feind vollständig geschlagen hatten, kam ich zu ihm. Als er merkte, daß ich gekommen war, öffnete er seine Augen... Hast Du nicht zu jeder Zeit gesagt: Ich bin der Sohn eines Blutzegen: wenn Gott will, werde ich auch der Vater eines Blutzegen sein? Siehe, Vater! Deine Bitte ist angenommen worden. Er hat seinen heißersehnten Freund, das Märtyrertum, gefunden. Er ist zu gleicher Zeit Ghafi und Schehid ge-

worden. So Gott will, werden auch wir mit ihm zusammentreffen. Ich glaube, daß nach zwei Tagen noch ein Angriff stattfinden wird... Abgesehen küsse ich Dir und der Mutter die Hände. Ich brauche Euer Gebet. Denen, die nach mir fragen, meinen Gruß!

Diesen Brief habe ich von dem Leutnant unseres Regiments... Bey schreiben lassen. Auch er beglückwünscht Euch und küßt Eure Hände.

Euer Sohn
Hüsein, Korporal.

Die Fluten des Meeres begannen zu dunkeln. Die Sonne ging hinter Stambul zu unter. Ein Ismaq-Bogel schrie von Zeit zu Zeit...

Meine Augen waren feucht geworden. Ich sah in das bleiche Antlitz der Lante, das mir unter dem zarten melancholischen Schatten des Abends einem Leichensteine ähnlich zu sein schien, der die Stelle bezeichnet, wo unter der Erde die Reste der Gebeine eines teuern Wesens schlummern.

Sie saß regungslos und rauchte immer noch den Tschibuk, dessen Tabak schon fast aufgebraucht war. Ich faltete das Papier sauberlich, wie es vorher gewesen war, und wollte es ihr zurückgeben. „Lies es mir doch noch einmal... Ginge das nicht?“ sagte sie. Ich konnte nicht lesen. Das Bild des Märtyrertodes Hüseins, jenes Helden mit dem schwachen Körper, aber mit starkem Herzen, der so sehnsüchtig, so voll von Neid von des Bruders Heldentode spricht, erschien vor meinen Augen...

Nach dem Berichte seiner nach Konstantinopel zurückgekehrten Gefährten war Hüsein in Gefangenschaft geraten. Er wurde in das Lager des Feindes gebracht. Aber da diese Lage schwer auf seiner Seele lastete, so entwarf er einen Plan mit seinen Kameraden, und nach einer stürmischen, regnerischen Mitternacht, voll zuckender Blitze griffen sie den vor dem Tore stehenden Posten an. Dieser gab Feuer. Hüsein wurde infolge der Entzündung einer Pulverkiste verwundet, und um nicht in die Hände der ihn verfolgenden Feinde zu fallen, warf er sich in den Fluß, der am Fuße eines hohen Berghanges floß. Am nächsten Morgen suchten ihn die feindlichen Soldaten und fanden seinen geheiligten Leib zerschmettert in dem Bergtale. Die meisten seiner Gefährten konnten sich, dank dieser That, retten und kehrten zu den Reihen des kaiserlichen Heeres zurück.

Diese Muster echt türkischer Natur, türkischer Erziehung, türkischer Gesinnung und türkischen Mutes, diese beiden heldenhaften Männer und löwenmutigen Patrioten, diese Helden mit blüthartiger Energie — um es kurz zu sagen — diese Männer, die in den hohen Träumen der Osmanen fortleben werden, auf der einen Seite, und auf der anderen Seite diese Frau, wie sie da saß mit ihrem spizenberänderten Kopftuch und den hennagefärbten Händen, dem Tschibuk aus Jasminholz, mit dem reinen Halalhemd, das die hagere Brust halb bedeckte, den schwarzen, absaglosen Schuhen, deren Spitzen sichtbar wurden, denn sie hatte die Beine nach türkischer Art gekreuzt — ein Gegenbild zu dem Opfermüthe der beiden Männer — und unter den zitternden

Schatten der Dämmerung der melancholischen Nacht rein und schuldlos, mit inniger, frommer Ergebung mir entgegenlächelte: dieser gottwohlgefällige Zustand Naqijes bot meinen Blicken ein hohes und wunderbares Bild dar. Ich blieb in tiefer Ekstase versunken. Der Abendgebetsruf, der mit zitternder Stimme gesungen wurde, und der aus der Ferne und aus der Höhe herangewogt kam, weckte mich auf. Oben von der Laube herab fielen verwelkte Rosen und Jasminblüten unter dem Hauche des Abendwindes auf das Haupt, die Brust und den Schoß der alten Frau. Ich stand auf. Als ich beide Hände der alten Frau küßte, wiederholte die Mutter der beiden heiligen Helden Hassan und Hüsein die Worte des Glaubensbekenntnisses.

Seit dieser Szene waren drei Jahre verflossen. Lante Naqije war seit einer Woche schwer krank. Eines Morgens erwachte ich sehr früh. Ich vergesse es niemals, es war ein Freitagmorgen. Im Hause zeigte sich bei allen Personen Stillschweigen und dumpfe Hoffnungslosigkeit... „Langes Leben für Euch! Die Lante ist dahingegangen“, sagten sie. Ich hatte dieses Ende schon seit einigen Tagen, ohne es herbeizuwünschen, erwartet. In mein Herz schlich sich Bitterkeit und bange Furcht ein. „Allah möge ihr Barmherzigkeit erweisen!“ Dieses Gebet brach aus meinem Herzen, das unter dem Schmerze und der Last einer solchen Hoffnungslosigkeit schier zerdrückt wurde, mit einer trägen Ruhe hervor.

Sie trugen den Sarg der Lante mit der roten Zemeni am Kopfende und einem alten Shawl oben darauf gerades-

wegs zur Dschami. Nach dem Freitagsgedete wohnte die ganze Gemeinde dem Leichengedete bei. Ein bedeutender Teil dieser Gemeinde, die das Gebet mit verrichtete, bestand aus Soldaten. Zu dem Gebete, das gesprochen wurde, sagten alle diese Waffenbrüder der Söhne der Verewigten: Amin! Wie es einer von den lobenswerten Gebräuchen unseres Glaubens ist, folgte ihr eine große Menge, die aus Soldaten bestand, welche sich an den Traghölzern des Sarges ablösten. Da sie auf dem Friedhofe von Karadscha begraben werden sollte, wurde sie nach Rabatasch gebracht, von wo sie nach Skutari überführt wurde. Als wir auf die große Fahrstraße kamen, empfing uns der Ton der Musik. Zwei bis drei Bataillone Soldaten zogen würdevoll vor dem Sarge dieser Soldatenmutter vorüber, als hätten sie ihre Vergangenheit gekannt. Langsam, langsam mit einem Gefühl tiefer Ehrfurcht und indem jeder Soldat für ihre Seele eine Fatiha sprach. Das war des Schicksals letzte Belohnung für die Mutter der Schehid.

Das Herz des Türken

Von Ala Gândâs

Er war ein reicher, junger Mann. Da ich ihn kennen lernte, waren die Taschen seines Rockes mit Rubeln gefüllt. Wo er geboren war, weiß ich nicht, wohl aber woher er kam. Aus der Heimat der Türken kam er. Er erzählte mir von der Heimat, vom Land und den

Bergen jenseits des Baikal. Und wenn er so erzählte, stand er auf, knöpfte seinen faltigen Mantel zu und sprach mit dem Feuer der Begeisterung in den Augen: Bruder, Bruder, dort liegt die Heimat der Türken, der Türkenherd. Dort glimmt das Feuer, das langsam im innersten Innern brennt, und, am Kamin sich emporklammernd, schwebt der blau-weiße Rauch, zierlich wie ein bräutliches Mädchen, in der Luft, wiegt sich und steigt als dünne Säule immer höher und höher, bis in die höchsten Höhen. O, wer das jemals gesehen hat, der wird in seinem Innern sagen müssen, daß dieses Feuer niemals auslöschen wird! Und wenn er solche Reden führte, kam er von einer Begeisterung in die andere. Er erzählte von den leuchtenden Sternen, die am blauen unbegrenzten Himmel wie die Augen einer sehnsüchtigen Braut glänzen, von der lichten Milchstraße, die den Weg in die Ewigkeit führt; er erzählte von dem Monde jenes Landes, der oft wie eine große goldene Platte majestätisch aus den Wolken stieg und von diesen halb überdeckt wie ein golddurchwirktes Band herniederschimmerte. Von den von Pinien umsäumten Pappelwäldern sprach er, von dem bestrickenden Duft der Erika, die an den Felsen von Turkestan wächst, von den zahlreichen kleinen Seen, die dort wie Spiegelstücke glänzten und von den winterlichen weißen, weit sich hindehnenden Steppen. Auch von den jungen Leuten erzählte er, die auf ihren Pferden Speere werfend dahinjagten, von den Versammlungen der Weißbärtigen, vor denen die Beys auf die Knie fielen und Fürsten mit ge-

falteten Händen saßen. — Von all dem erzählte er mir, der junge Mann, der meteorgleich von jenseits des Baikal gekommen war. Wenn er gesprochen hatte, kreuzte er seine Arme über der Brust, ich aber rief: „Selam! Gruß dir, o Türkenstätte!“

*

Er verschwand und ich kam in den Strudel des Lebens. Seit fünf Jahren hatten wir uns nicht mehr gesehen. Da — es war während des Ramasan, ich befand mich, ich weiß nicht mehr warum, in Brussa — faßte mich, als ich aus der großen Moschee heraustrat, plötzlich jemand am Arm. Wir sahen uns in die Augen und ich glaubte, ein Traumbild vor mir zu sehen. „Kardasch, armer Bruder, kennst du mich nicht mehr?“ hörte ich seine Stimme sprechen. Ja, er war es, der Sohn vom Türkenherd, jenseits des Baikal! Immer und immer wieder umarmten wir uns. Sein Gesicht leuchtete vor Freude, meine Augen tränkten. Ich trat einige Schritte zurück, sah ihn von oben bis unten an und betrachtete lange seine hohe Gestalt, die schmalen Hüften und die breiten Schultern. Er trug die blaue Uniform, die ihm ein strammes Aussehen verlieh, an seiner Seite das mit dem Löwenkopf gezierte Seitengewehr und auf den Achselstücken glänzten die Worte: „Bachrio inschahano“, kaiserliche Marine. Auf den Ärmeln trug er rote Streifen. Er lachte, und unter den hervorstehenden Schnurrbarthaaren bewegten sich seine Lippen: „Ich werde türkischer Offizier, doch“, fuhr er fort, „komm,

gehen wir nach Hause. Vor sechs Monaten kam meine Mutter aus der Heimat. Die Arme hat Täler und Berge durchwandert, um mich in Stambul zu finden. Dann siebelten wir nach Brussa über. Sie hat mit ihrem Haar die Grabsteine der ewig lebenden Sultane gestreift und mit ihren schmalen Lippen die Gräber geküßt. Sie hat gebetet, Almosen gespendet. In einem Miets Hause quartierten wir uns ein und sehen jetzt während des Ramasan viel Leute bei uns zum Nachtmahl, zum Iftar. Komm!"

Wir betraten das Haus und fanden bei der Küchenspforte sitzend eine alte Frau, die mit dem Tesbich, dem Rosenkranz, spielte und von da aus die Küche überwachte. Mein Freund machte mich mit seiner Mutter bekannt. Sie zog ihre von feinen blauen Adern durchzogene, mit Henna rot gefärbte Hand unter dem Schawl hervor, die ich an die Lippen führte. Sie hob den Taschmak über den Augenbrauen in die Höhe: schwarze, von Runzeln eingefasste Augen sahen mich an.

„Bist du ein Türke, mein Sohn?“ fragte die Alte und ich antwortete: „Ja, Mine, Mutter,“ und sie: „So bleibe ein Türke, und die es nicht sind, liebe!“

Darauf gab sie den Kochenden Frauen ein stummes Zeichen mit dem Kopf und drehte wieder ihren Tesbich.

*

Wie rasch und erbarmungslos gehen doch die Jahre vorüber! Wiederum waren drei Jahre verstrichen. Ich wußte, daß mein Freund zum Offizier befördert worden

war. Aber wo war er? In Rumelien, in Anatolien? Diese Ungewißheit dauerte aber nicht lange. Eines Tages erhielt ich einen mit vielen Poststempeln versehenen Brief. Ich öffnete ihn. Es war seine Schrift, der Brief lautete:

Bruder, ich schreibe diesen Brief aus dem Lazarett. Vielleicht hast Du mich schon längst vergessen; sei mir daher nicht böse. Ich bitte Dich, vergiß nicht mein Mütterchen, meine Nine. Fünf Wochen lang war ich im Kriege, war von allen Seiten dem Feuer ausgesetzt. Unsere Bajonette färbten sich mit dem Blut des Feindes, die türkische Fahne wurde mit Ruhm bedeckt. Leider aber war mein Kismet nur dies: vor einer Woche wurde ich zweimal schwer verwundet. O, sie sind tief, die Wunden. Höchstens vier oder fünf Tage habe ich noch zu leben. Schau, ein türkischer Offizier darf nicht länger leben als ich. Wer arbeitet und Blut spuckt, gefällt schließlich mehr Gott als den Menschen. Entweder wird er unter den Trümmern einer Festung begraben, oder er fällt einer Kugel zum Opfer. Du bist ein Türke, Bruder; nimm einen Anteil an der Tiefe der Gefühle, von denen ein junger, türkischer Offizier beseelt ist. Und mit demselben Gefühl erkläre ich Dir, daß ich alles genöthigt, was ich in dieser Welt, dem Vaterlande, haben konnte.

Das Martyrium, das ich für das Vaterland erleiden sollte, wurde auf zwei Kugeln gebunden und mir ins Herz geschossen; ich kann keine Opfer mehr bringen. Sollte ich andern gegenüber noch irgendwelche Verpflichtungen haben, dann sollen sie mir vergeblich sein. So bleibt

mir, Bruder, nur noch eine Pflicht, die Pflicht gegen meine Mutter. Geh Du und sieh nach dem Mütterchen. Ich schicke Dir hier ihre Adresse. Du sollst sie nicht trösten, weil sie es nicht nötig hat, getröstet zu werden. So ist eine Türkenmutter . . . Gestern hatte ich einen Fieberanfall, und da sah ich mein Mütterchen. Der Feldwebel war besorgt um mich, küßte meine Hand. Diese Liebeslösung hat mir aber nicht meine Ruhe wiedergegeben. Dann habe ich geschlafen, schmerzlos geatmet und geträumt:

Von fern her kamen aus einer grünen Dase Reiter. Ihnen voran ritt ein junger Reiter. Sein Gesicht war von einem schwarzen Bart umrahmt. Er näherte sich mir. Ich aber hatte keine Kraft und konnte mich kaum auf den Knien halten, um den Herrn zu begrüßen. Er aber beugte sich von seinem prächtigen Fuchs zu mir hernieder und nahm meinen Kopf in seine Hände. Im spiegelnden Griffe seines Degens sah ich, wie er mir den Rossschweif eines Paschas auf das Haupt steckte. „Wer bist du?“ fragte ich. Und er antwortete: „Ein Türke.“ „Welches ist dein Name?“ Er antwortete: „Ertogrul.“

Als ich meine Augen öffnete, lächelte der Feldwebel, als wollte er mir etwas sagen. Was ist, fragte ich? „Die Nachrichten melden, daß wir den Feind zurückgeworfen haben, Effendim.“ O Bruder, nun bin ich nicht mehr krank, nicht mehr verwundet und hilflos. Ich bin nur müde. Ich küsse die Hände meiner MINE und Deine Augen, Vergiß mich, damit Du an andere denken kannst . . .

*

Nachdem ich den Brief gelesen hatte, eilte ich sofort zur Mutter meines Freundes. Die Lüren des Konaks standen breit offen. Kisten und Koffer standen gepackt, mitten im Hof. Alle Diener eilten geschäftig hin und her. Als ich herauf kam, streckte mir die Mutter ihre Hand entgegen. Ich küßte diese heilige Hand, und die Lippen der Frau zitterten:

„Dein Bruder ist ein Märtyrer geworden.“ Dann zeigte sie mir das Telegramm. Meine Augen füllten sich mit Tränen, meine Lippen bebten. Ein scharfer Schmerz durchzuckte mein Herz. Da sagte die Frau mit fester Entschlossenheit: „Ich will nun gehen, dahin, dahin“ und zeigte nach dem fernen Horizont. „Wie ein Zugvogel will ich in die Heimat zurückkehren.“ Ich fragte: „Warum gehen Sie?“ und fühlte sogleich, wie überflüssig diese Frage war. Da nahm sie meine Hände in die ihrigen, die von leichtem Fieber brannten. „Hier habe ich nichts mehr zu suchen; meinen Sohn habe ich drüben geboren und ihn hier geopfert. Nun muß ich wieder hin, zwei Söhne meiner Tochter zu erziehen, um sie hier opfern zu können. Darum gehe ich.“ Dann neigte sie ihren Kopf und ließ die Kugeln ihres Tespichs, eine auf die andere, fallen.

Zwei Stunden später waren wir an Bord des Dampfers. Der Hafen lag schon in schwarzen Schatten. In Skutari drüben leuchteten die Fenster der Häuser wie Flammen auf. Beim dritten Pfiff wurden die Anker gelichtet, da nahm ich Abschied von der Nine: „Allah selamet wersin, Gott schütze Sie!“ und führte ihre Hand an meine

Lippen. Da zog sie einen kostbaren Türkisenring vom Finger: „Den nimm zur Erinnerung. Gott schütze dich.“

Ich aber sprang ins Boot und fuhr an Land. Auf der Innenseite des Ringes las ich die in alter türkischer Schrift geschriebenen Worte: Bleibe ein Türke, und die es nicht sind, liebe.

Erzählungen aus Tripolis

Von Ufa Gändas

Die Nachricht

Die Gäste, die im Kaffeehaus des Dorfes saßen, sahen plötzlich den Imam über den Platz laufen.

Kamber Aga, der lustige Alte, stand sofort auf und rief, seine Pfeife hin und her schwingend: „Schaut, schaut, wie schnell der Hadschi Imam in seinem Alter noch laufen kann!“

Osman Usta, der Besitzer des Lokals, antwortete: „Mein Freund, er ist zur heiligen Stätte nach Mekka gepilgert und ich glaube, er kann jede Wette mit Euch aufnehmen.“

Als der Imam keuchend das Kaffeehaus betreten hatte, begrüßten ihn die Anwesenden lachend. Der Imam aber zog ein Papier aus seiner Hemdbrust und rief: „Männer und Jünglinge, macht euch bereit, wir haben Bairam.“ Da hielten die andern in ihrem Lachen inne und schauten gespannt auf den Geistlichen. Dieser stellte seinen rechten

Fuß auf den neben ihm stehenden Stuhl und wiederholte: „Habt ihr mich verstanden!? Ich sage euch, wir haben Bairam. Hier habt ihr den Beweis!“

Alle lauschten.

Dann fuhr er fort: „Italien soll der Hohen Pforte den Krieg erklärt haben. Es heißt, der Feind verlange unsere Provinz Tripolis; niemand will uns helfen, niemand ist mit uns, nur allein unser Allah! . . . Alle Reservisten werden eingezogen . . .“

Diese Nachricht fuhr den Anwesenden in die Glieder. Obgleich alle die Worte des Imams deutlich verstanden hatten, fragten sie nochmals:

„Mit wem führen wir Krieg? Mit den Italienern?“

Der Geistliche schlug mit seinem Rosenkranz auf die Knie und rief:

„Sawohl, mit den Italienern, die vor einigen Tagen zwei unserer Torpedoboote vernichtet haben und . . .“

Kamber Aga unterbrach ihn: „Imam, schweige. Wir leben noch und warten auf diesen Tag.“

*

Als der Gemeindevorsteher auf dem Marktplatz die Einberufungsborder verlesen ließ, sprachen in einer Ecke Frauen miteinander, die buntfarbige Schleier trugen.

Emine fragte: „Ziehen sie alle zum Kriege ein?“

„Ja,“ antworteten die andern, „alle.“

Emine zog ihren Schleier tiefer über das Gesicht, um

die feuchten Augen zu verdecken und dachte: „So wird auch Luffun weggehen.“

Esma Mine, die alte Frau des Fahnenträgers, verstand die Empfindungen der jungen.

„Mein Kind, warum bist du so traurig? Seit einem Monat schon seit ihr verheiratet. Wenn eine Frau Klagen darf, dann hab ich gewiß vor allen ein Recht dazu. Denn, als mich mein Mann verließ, um gegen die Moskowiter zu fechten, da waren wir erst fünf Tage verheiratet!“

„Esma Mine, ich habe doch gar nichts gesagt,“ antwortete Emine.

„Du hast nichts gesagt, aber jeder Mensch hat Augen, Gedanken und Verstand. Wie siehst du nur aus, mein Kind! Sieh, mein Mann sagte damals: Ein Sohn Osmans heiratet zweimal: einmal mit dem Feuer der feindlichen Waffen und zum zweitenmal mit seiner Geliebten. Verstehst du mich?“

Da zog Emine den Schleier von den Augen weg und wischte die Tränen ab. Ihre Wangen röteten sich und ihre Lippen legten sich wieder aufeinander.

Der Marktplatz war voll von Menschen. Die Reihen zogen an den Zuschauenden vorüber. Ganz vorne ging Luffun, der Geliebte Emines, mit seinem schlanken Körper und seinen breiten Schultern.

Und er trug die Fahne, die im Nordwind flatterte.

Mitten unter den Reservisten ging der Imam. Alle Frauen, Kinder und Greise hoben die Hände empor, beteten mit ihm und riefen ihr Amin zum Himmel.

Esma Nine stand auf einem Wagen, zog ihren Schleier weg, zeigte mit dem schmalen, rotgefärbten Finger auf die Fahne und schrie in das Gedränge:

„Meine Helden! Hört auf Emine Nine! Sehet diese Fahne! Der selige Hadshi Baba hat sie aus dem russischen Feldzug wieder heimgebracht. Als er diese von feindlichen Kugeln zerfetzte Fahne rettete, wurde er zum Fahnen-träger ausgerufen. Aus einem Feszen dieser Fahne machte ich meinem Sohne Achmed eine Mütze. Und mein Achmed, der unter dieser Mütze groß geworden ist, fiel im Kampfe gegen die Griechen. Meine Helden, die ihr unter dieser Fahne geht, mein Mann, der Bairakdar und mein Sohn sehen vom Himmel auf euch nieder. Fallt entweder im Felde oder kommt verwundet zurück!“

Die Menge weinte. Und da konnte auch Esma Nine ihre Tränen nicht mehr zurückhalten. Sie ging nach dem Friedhof des Dorfes, dort wollte sie für die Seelen des Fahnenträgers und Achmeds beten.

Die Beschießung

Sein Haus stand ganz in der Nähe und doch konnte er seit einer Woche nicht hineingehen. Dafür aber konnte er das Dach seines Hauses erblicken. Manchmal erhob er sich in aller Morgenfrühe vom Lager, stellte sich neben den Fahnenmast und spähte mit dem Fernglas nach seinem Hause aus. Dann war es ihm, als sähe er drei Gestalten, die ihm mit weißen Tüchern zuwinkten: Seine Frau, sein Schwiegervater und sein dreijähriges Söhnchen Dschanfeda.

Der Alte war ein braver Mann. Fröhlich war seine Frau gestorben und da hatte er seine ganze Liebe der Tochter zugewendet, die er vor ihrem zwanzigsten Jahre nicht verheiraten wollte. Den Bitten des jungen Hauptmanns aber, der vom Major der Sultaniefestung geschickt worden war, konnte er doch nicht widerstehen. Wie hätte er auch einen Offizier, der fünfmal verwundet worden war, zurückweisen können, wo doch auch sein Sohn mit Wunden bedeckt aus dem griechischen Feldzug heimgekehrt war. So hatte ihn dann, als er daran gedacht hatte, stolze Freude erfüllt, und als der Offizier zum zweiten Male erschien, hatte er ihm zur Antwort gegeben: Herr Hauptmann, sage deinem Major, daß im Laufe der folgenden Woche die Hochzeit stattfinden kann.

Und auch daran dachte der Späher mit dem Fernglas: Wie er damals in den Kreis der Offiziere getreten war und die Hand des Majors geküßt hatte. Dann trat das Bild vor seine Augen, wie vor einigen Tagen der Wali dem Festungskommandanten die Drahtnachricht aus Konstantinopel zeigte, dieser darauf antwortete: „Jetzt werden wir reden“, und der Wali meinte: „Ja, wo die Feder schweigt, da redet der Säbel.“

Einer hatte sogar gesagt: „Wir müssen der Regierung dankbar sein, denn je schwerer unser Tod ist, um so ehrenvoller wird unsere Lat.“ Der Major aber hatte gesagt: „Es schadet nichts. Sie sollen uns bombardieren. Wenn wir keine Festungen mehr haben, so werden ihnen eiserne Herzen entgegenstehen.“

*

Tags darauf sahen sie die Rauchwolken der feindlichen Schiffe über dem Meer. Dann fielen die ersten Granaten in der Nähe der Festung nieder. Hohe Wassersäulen und Sandwogen warfen sie auf. Die Festung schwieg. Als aber zwei Schiffe in ihre Nähe kamen, wurden sie mit einem solchen Feuer empfangen, daß sie zurückweichen mußten. Dann begann die Beschießung der Stadt. Damit aber trugen die Italiener den Sieg nicht vor einer Festung, sondern vor wehklagenden Menschen davon . . .

Die Festung hatte ihre Pflicht erfüllt. Da hörte man eine Stimme reden: „Sind wir dem Staate nicht zu Dank verpflichtet? Seht doch, welchen Lob man uns vorbe-reitet.“ Und damit wies der Kommandant, der die Un-möglichkeit eines längeren Widerstandes erkannt hatte, auf zwei tote Soldaten, deren Köpfe, vom Kumpfe ge-trennt, auf dem Boden lagen.

Nach einigen Stunden war die Festung leer. Nur abgerissene Glieder und Köpfe lagen auf der Erde.

Zu seinen Soldaten sprach der Hauptmann: „In zehn Minuten werde ich wieder bei euch sein.“

Dann eilte er in die Stadt. Hunderte von Leichen lagen auf dem Marktplatz. Manchmal hörte er das Stöhnen eines Sterbenden, an dessen warmen Körper der Huf seines Pferdes schlug. Frauen und Kinder lagen vor eingestürzten Häusern in ihrem Blut.

Der Hauptmann schloß seine Augen. Tief drückte er die Sporen in die Weichen seines Pferdes, aber es wich nicht von der Stelle. Der Imam seines Bezirkes lag vor

ihm auf den Knien und bat mit weinender Stimme:
„Effendim, gehe nicht hin.“

Von einer unbekanntten Macht getrieben, riß der Hauptmann sein Pferd herum und ließ den weinenden Imam an der Straße liegen. Als er an die Stelle kam, wo sein Haus gestanden hatte, sprang er vom Pferde und schrie: „Was ist das?“

Wie ein Wahnsinniger, ohne zu sehen, schaute er auf die Stelle. Dann sprang er über die Erdhaufen, Steine und abgerissenen Balken. Da war ihm, als sähe er einen Schatten vor sich, als hätte er ein Gemurmel vernommen. Und als er näher kam, wurde das Stöhnen deutlicher, Sein Herz stand still. Er war blaß wie ein Loter. Vor ihm lag eine verbrannte Leiche: der Vater seiner Frau, dessen weißes Haar rotgefärbt war. Und als er seinen Kopf zur Seite neigte, sah er eine zweite Leiche. Da wurde er starr wie eine Marmorsäule. Der Bauch der vor ihm liegenden Leiche war aufgeschnitten. Neben der Leiche aber hörte er das Stöhnen, warf sich auf die Erde und rief verzweifelnd: „Dschanfeda, Dschanfeda!“ Mit erstarrenden Blicken sah das Kind in die Augen des Vaters, und als es seine Armchen nach ihm ausstrecken wollte, bemerkte er, daß ihm der linke Arm fehlte . . . Der blutige Armstumpf streifte die Wange des Hauptmanns. Dann vernahm er noch das Stöhnen des Kindes: „Vater . . .!“ Wie ein Wahnsinniger schrie er da auf und rief seinem Kinde zu: „Dschanfeda!“

Aber Dschanfeda lag in den Armen eines Engels.

Der Bootsmann

Ein brauner Araber war er und seit vierzehn Jahren Bootsmann im Hafen von Tripolis. Mit vieler Mühe verdiente er auf dem Meere einige Piaster, mit denen er eine achtköpfige Familie zu ernähren hatte, die mit ihrem Schicksal zufrieden und Allah dankbar war. Er liebte sein Boot, wie seine Angehörigen, weil es ihm sein Brot gab; wie einen Wohltäter, wie eine Geliebte besorgte er es. Wenn ihm seine Frau vom nahen Ramasan sprach, dachte er an sein Boot, sagte „Kismet“ und meinte damit, daß ihm das Boot schon das Geld geben würde, um die Nächte des Fastenmonats in bescheidenen Festen zu verbringen. Und wenn aus den verlangenden Augen der Kinder der nahe Bairam, das neue Jahr schaute, das ihnen ein Anrecht darauf gäbe, sich neue Kleider zu wünschen, tröstete er sie mit den Worten: „Allah ist mächtig!“

Um zu leben, um leben zu lassen, um glücklich zu sein, hatte er nur ein Mittel, nur eine Möglichkeit: sein Boot. Seine Freude, sein Leben war mit diesem Raif verbunden. Und so erschien ihm das Leben ohne Sorgen. Kam er einmal traurig gestimmt nach Hause, kannte die Frau den Grund seiner Verstimmung, ohne danach fragen zu müssen: es mußte eben etwas mit dem Boote geschehen sein.

Als die Beschießung der Stadt begann, zog er sein Boot an den Strand, setzte sich daneben auf den Sand, stützte die Ellbogen auf die Knie, legte den schweren Kopf in die Hände und seufzte, indem er mit schmerzlichen Blicken von seinem Boote Abschied nahm. Von nun an dachte

er, würde es nichts mehr taugen, er konnte es nicht mehr gebrauchen, sein Brot nicht mehr verdienen, denn die Kugeln der Italiener fielen wie dicke Regentropfen.

Was dann . . .? Und wieder seufzte er. Dann . . .? Werden wir verhungern? Ja, sie würden verhungern. Seine Kinder, seine Frau, sein Großvater und zuletzt er selber. Sie würden auseinander gehen und im Elend verkümmern.

Bei diesen Gedanken fielen seine Arme auf den feuchten Sand. Wer kann sagen, wie lange er dort blieb? Ein dumpfes Geräusch sauste an seinen Ohren vorbei. Ohne sich zu bewegen, richtete er seine Augen nach rechts. Das Feuer der Kriegsschiffe hatte wieder eingesetzt, die Granaten zerstreuten ihre Eisenstücke.

Da vernahm er plötzlich ein scharfes Pfeifen und nach einer Sekunde ein Krachen. Wie von einem elektrischen Strom durchfahren stand er auf, öffnete seine Augen, streckte seine Arme aus und schrie wie ein verwundeter Tiger: „Ah . . . Mein Boot ist zerstört!“ Dann überzeugte er sich von dem Schaden: Ein Granatsplitter hatte es getroffen. Wie wahnsinnig lief er um die ganze Stadt, und als er in sein Haus trat, warf er sich in die Arme seiner Frau und rief: „Unser Boot! Unser Boot!“

Wie ein kleines Kind weinte er.

Die Kinder, erschreckt vom Donner der Kanonen, umgaben die Eltern.

Dann raffte sich der Kaitdschi auf, als schämte er sich seines Wankelmuts.

Alle stellten sich um das Lager des Großvaters und schwiegen.

Da sagte die Frau, auf die Kinder deutend: „Für uns wird es auch so gehen, aber für diese?“

Darauf antworteten die Kinder, um ihren Vater zu trösten, wie aus einem Mund: „Denk nicht an uns, wir können auch ohne Boot leben.“

Die Mutter weinte und trocknete die Tränen mit dem Luche, das die Wiege des Jüngsten deckte.

Der Alte, der bis jetzt nur zugehört und geschwiegen hatte, hob seinen Kopf und sprach zum Bootsmann: „Mein Sohn: Vor der Traurigkeit gibt es Verstand; man kann Abhilfe schaffen und ertragen. Erst wollen wir diese Mittel versuchen, und wenn wir dann nichts erreichen, den Mut haben, traurig zu sein. Weißt du, was ich meine: Du hast jetzt kein Geld. Ich aber besitze acht Medschidiehs, die ich für meine Leichengebühr aufgespart hatte. Zwei Wochen können wir davon leben.“

Der Bootsmann richtete sich auf und ohne zu wissen, was er sprach, sagte er: „Geld für deine Leichengebühr?“

Der Alte lächelte: „Ja, warum staunst du? Ich verlasse den Weg des Lebens. Was schadet es, daß diesmal ein Mensch ohne Sarg hinausgetragen wird? Da nun einmal der Tod kommt, liegt mir gar nichts daran, wenn er sarg-, gold- und silberlos ist. Es genügt mir, daß die Kinder leben und daß ihr nicht weint. Wenn ich euch so traurig verlasse, läßt mich dies Geld nicht im Grabe ruhig schlafen. Ich habe für Gott, den Koran und für

unser Reich gelebt. Wäre das Geld für sie, würde ich es euch nicht geben. Da ich draußen aber nicht als Soldat des Kalifen, sondern für mich allein sterbe, nehmt das Geld. Für das Weitere wird Allah sorgen.“

Zwei Wochen waren vorüber. Das Geld war ihnen ausgegangen. Hunger und Elend herrschten in der Familie des Bootsmannes. Wenn der Kaifdschi frühmorgens aufstand, waren seine Lippen bleich, die Augen der Frau vom Weinen gerötet. Der Großvater lag in seinem Bett, wie ein Knochengerüst, und schwieg.

Die älteste Tochter klagte: „Vater, ich habe Schwindel.“ Die Kleinere, die das Bein des Vaters umschlungen hatte, um sich aufrecht zu erhalten, weinte: „Ich habe furchtbare Leibschmerzen.“ Und die kleinste, schwarzäugige, drückte den Finger in die Magengegend und jammerte: „Ich habe Hunger.“

Das Kind in der Wiege weinte seit vier Stunden nicht mehr. Kraftlos, wie ein sehender Loter, lag es da. Der älteste Sohn starrte auf die Marmorbank und schwieg.

Da flüsterte der Bootsmann seiner Frau zu: „Ich werde nachsehen, vielleicht kann ich etwas mitbringen,“ und ging aus dem Hause.

Auf einmal sprang der Älteste auch auf und rief: „Mutter, ich will auch hinausgehen.“ Die Mutter schalt ihn, er aber achtete nicht auf ihre Worte und stürzte hinaus.

Die Geschwister verstanden die Sorgen der Mutter, die ahnte, daß Gefahr drohte, hielten einander fest und weinten. Als die Mutter wie ein angeschossenes Wild auf den Knien

lag, hörte sie die leise Stimme des Alten: „Allah, du bist mächtig!“

Nach einer Stunde wurde die Thür mit einem harten Stoß geöffnet. Der Bootsmann trat ein. Auf seinen Schultern trug er einen vollen Sack. Seine Augen sahen anders aus als sonst; er atmete tief und schwer.

Er schüttelte den Inhalt des Sackes auf den Marmorboden; die Kinder fielen darüber her. Aber sie hatten die Kraft nicht, das Gebäck zu brechen. Da holte der Vater eine Schüssel, füllte sie mit Wasser und warf den Zwieback hinein.

Als dann Frau und Kinder beim Essen waren, lächelte der Vater. Er hob seine Augen auf, streckte seine Arme aus und rief: „Allah, du bist mächtig!“

Plötzlich aber vernahmen sie Geschrei von der Straße her. Mit einem schweren Fußtritt wurde die Thür eingestoßen, unter der zehn von einem Offizier angeführte italienische Soldaten standen.

Ohne etwas zu sagen, trat der Bootsmann vor. Der Offizier schrie ihm ein: „Verräter“ entgegen, ging auf ihn los und schlug mit dem Griff seines Revolvers nach dem Kopf des Mannes.

Dann banden die Soldaten den Kaikdschi, die Frau und die Kinder zusammen und peitschten sie auf die Straße hinaus.

Aus dem Hause aber wurde eine schwache Stimme hörbar: „Allah, du bist mächtig!“

Als der Älteste zurückkam, fand er das Haus leer. Er legte das Brot, das er mitgebracht hatte, auf die Erde und rief nach der Mutter. Aber nur der Widerhall seiner eigenen Stimme antwortete ihm. Und als er den schlafenden Großvater fragte, wohin die Seinen gegangen seien, antwortete dieser nicht, hob seinen Arm und ließ ihn wieder sinken, öffnete das linke Auge, das offen blieb, öffnete den Mund und der Kiefer mit dem weißen Bart hing nach unten.

Und als der Jüngling seinen Großvater mit dem offenen Auge, dem herabhängenden Kiefer und dem steifen Körper sah, schluchzte er laut: „Er ist gestorben!“ Dann stürzte er aus dem Haus. Ein Knabe aus dem Nachbarhause erzählte ihm alles. Der Vater sollte das Gebäck im italienischen Quartier gestohlen haben.

Beim italienischen Quartier angelangt, sah der Junge mitten unter Soldaten den Vater, die Mutter mit dem Kleinsten auf dem Arm und die drei Schwestern mit gefesselten Händen und verbundenen Augen stehen. Und als er die Reihen der Italiener durchbrechen wollte, hörte er das Knattern von hundert Gewehren.

Er erschrak, blieb einen Augenblick lang stehen, und als er dann zum Platze hinüber sah, schnellte er empor: Vater, Mutter, die Schwestern und das Brüderchen lagen im heißen Sande.

Die zitternden, angstgejagten Zuschauer gingen auseinander, die Soldaten zerstreuten sich. Gefühllos, wie eine Maschine, ging der Jüngling zur Richtstätte. Niemand

sah ihn. Er umarmte seinen Vater und seine Mutter. Aus ihrer Brust floß warmes Blut . . . Umarmte seine Schwestern. Sie waren wie gebrochene Rosenknospen. Dann hob er das in den Armen der Mutter liegende Brüderchen auf die Arme, beschmierte sich die Hände mit dem vergossenen Blute und legte sein Gesicht auf die offenen Wunden. Als er dann einen Offizier und Soldaten auf sich zukommen sah, sprang er mit dem Rufe: „Allah, du bist mächtig!“ auf und lief, ohne von den ihm nachgejagten Kugeln getroffen zu werden, blitzschnell durch die Straßen. An einer zerschossenen Stelle übersprang er die Stadtmauer. Dann lief er weiter.

Es war schon spät. Die Sonne ging unter. Da packten sie ihn. Es waren aber keine Feinde. Und als sie ihm seine Beute, die er unter dem Arm trug, wegnehmen wollten, schrie er: „Nein, ich gebe ihn nicht.“ Ein junger, kräftiger Araber nahm beide auf seine Schultern und brachte sie in ein Zelt. Mit seinen rollenden Augen, dem blassen Gesicht, den zitternden Füßen und dem ermordeten Brüderchen auf dem Arm sah er zum Entsetzen aus. Als er seinen Kopf erhob, sah er, daß er vor einem türkischen Offizier stand. Der Jüngling erzählte alles. Wütend schlug der Offizier mit der Peitsche an die Reitstiefel und ballte seine Faust.

Als der Jüngling sein ermordetes Brüderchen zeigte, traten alle scheu zurück. Dann drückte der Knabe die Leiche nochmals gegen seine Brust, küßte den toten Körper und fiel auf die Knie. Dann stand er auf, wankte etwas,

reichte die Leiche dem Offizier und sagte: „Hier halte meinen Bruder und meine Rache!“

Dann wankte der Jüngling und fiel auf den warmen Sand.

Die schwarze Sklavin

Von Halid Sja

Ferhende war mit der kleinen Hanum zusammen aufgewachsen; darum nahm sie auch unter allen Dienerinnen im Hause eine bevorzugte Stellung ein und stand in ganz besonderm Ansehen. Wie oft konnte man aus dem Munde des Effendis hören: „Ferhende ist keine Fremde unter uns, sie gehört zur Familie.“ Wenn man für Hüсна, die Tochter des Hauses, ein Kleid anschaffte, so ließ man für die Sklavin eines vom selben Schnitt anfertigen, nur etwas weniger kostspielig, nur etwas dünner und leichter. Jedenfalls aber achtete man darauf, daß mindestens in der Farbe eine Art Verwandtschaft und Gleichheit zwischen Herrin und Dienerin zum Ausdruck kam. Kaufte man zum Beispiel für Hüсна Hanum bei Gelegenheit des Bairamfestes einen rosenroten Seidenstoff, so bekam Ferhende zu gleicher Zeit ein Kleid von Wolle oder Kattun, aber rosenrot mußte es dann unter allen Umständen sein. Das war für Ferhende etwas ganz Selbstverständliches, ein Recht, dem Genüge getan werden mußte.

So war es denn nur natürlich, daß Ferhende eine ge-

heime Freude empfand, als die GÖrübüschü, die ersten Brautbeschauerinnen, das Haus besuchten, um die Tochter Hüсна zu sehen. Diese Frauen galten ja in gewissem Sinne auch für sie als Vorboten der Hochzeit, hatte sie doch auf alles Anspruch, was der Kleinen Hanum zuteil wurde. Somit konnte man sie doch auch, wenn es sich um deren Verheiratung handelte, nicht etwa zurücksetzen!

Wenn die Frauen zur Brautschau kamen, wuchsen der Sklavin buchstäblich Flügel. Sie ging nicht, sie flog die Stiegen herauf und herunter. Die Pflicht, den Besucherinnen Schleier und Mäntel abzunehmen, überließ sie dann stets einer andern Sklavin und eilte atemlos zur Kleinen Hanum, um ihr das große Ereignis brühwarm mitzuteilen. Dann stritt sie mit ihr über die Kleider, die die junge Herrin für diesen wichtigen Augenblick anziehen sollte. War die Frage entschieden, wurde sie auf einmal unsichtbar und tauchte erst nach fünf Minuten wieder auf. Auch sie hatte sich umgezogen, denn da es ihre Pflicht war, den Gästen Kaffee vorzusetzen, mußte sich die Kalsa, die Dienerin, natürlich in ihre besten Kleider werfen. Aber ein Gewohnheitsrecht war es auch hierbei geworden, daß sich Ferhende ganz ähnlich anzog wie Hüсна. Sollte zum Beispiel die Hanum vor dem kritischen Auge der Brautschau-Damen in einem grünen Seidenkleide erscheinen, so beschloß Ferhende auf der Stelle, einen hellgrünen baumwollenen Fiston anzuziehen.

Dann erschienen beide vor den Besucherinnen. Die Herrin schritt voran, die Dienerin folgte ihr. Dann, nachdem

Kaffee aufgetragen worden war, zog sich Ferhende bescheiden in den Hintergrund des Zimmers zurück und blieb an einer Stelle stehen, die sich in derselben Linie mit dem Stuhle der Hanum befand. Sie schlug die Augen nieder, ihre Wangen waren fieberhaft geröthet. Das Präsentierbrett in ihrer Hand zitterte, denn ihr Herz zitterte ja auch. Fünf Minuten lang lebte sie jeweils mit ihrer Herrin das Leben eines Mädchens, das den prüfenden Blicken der „Gürüschü“ ausgesetzt ist. Wenn sie dann nach beendigter Brautschau wieder heraustrat, lief sie in größter Aufregung mit Hüsnä auf deren Zimmer und schloß sich mit ihr ein. Dann fiel sie ihr um den Hals und küßte sie ohne Unterlaß, obwohl diese ihr wehrte, und rief: „Bist du toll, Ferhende? Was ist mit dir? Komm doch endlich zu dir.“

Die ersten Male pflegte die Sklavin zu sagen: „Ach, wenn du wüßtest, kleine Hanum, welche Angst ich ausgestanden habe.“ Später, nachdem die Besuche sich öfters wiederholt hatten, sagte sie: „Jetzt bin ich es gewohnt. Aber Sorgen mache ich mir dennoch. Wenn das doch alles erst vorüber wäre und du eine glückliche Braut wärest!“ Sie war in ihrem Innern davon überzeugt, daß die Frauen, die zur Brautschau kamen, auch für sie etwas mitbringen würden, und daß sie an der Heiratsfrage, um die sich alles im Hause drehte, in nicht geringem Maße beteiligt wäre. Das brauchte ihr kein Familienmitglied und kein Fremder erst zu sagen. Das war ganz selbstverständlich, ja so selbstverständlich, daß, wenn jemand dies auszusprechen gewagt hätte, die ganze Selbst-

verständlichkeit verloren gegangen wäre. Gab es denn überhaupt für sie und die kleine Hanum verschiedenes Recht?

Ferbende besaß ein starkes Vertrauen auf die eigene Schönheit. Manchmal stellte sie sogar Vergleiche an zwischen sich und der Hanum, die bei aller Berechnung der verschiedenen Verhältnisse kein anderes Ergebnis hatten, als daß sie Ferbende mit besonderem Stolge erfüllten. Sie hatte sehr kurze schwarze Augenbrauen, nicht übergroße schwarze Augen, eine hellbraune Gesichtsfarbe, überder, wenn sie sich schämte, eine Schicht dunkler Röte zu wogon pflegte. Auch war sie von anmutigem Wuchs.

Diese ganzen Leibeschätze prüfte sie lange und eingehend mit einem handgroßen Spiegelglas, das sie von einem alten zerbrochenen Spiegel gerettet hatte und sorgfältig in ihrem Zimmer aufbewahrte. Nach ihren Betrachtungen kam sie dann zum Schluß, daß Ferbende keine Sache sei, die man mit Verachtung behandeln dürfe. Ja, dies gestand sie laut und freudig sich selbst. Nur an einer unerklärlichen Eifersucht litt sie, der Eifersucht auf blonde Haare, blonde Brauen und lichte Augen. Alle anderen Körpereigenschaften ließen sie kalt. Was sie anbetraf, so fand sie an ihrer eignen Schönheit genug Eigenschaften und Vorzüge, die denen anderer Mädchen gleichkamen. Aber blonde Haare! ... Wenn man doch diese nachtschwarzen Haare und Brauen in goldgelbe, gelb wie Goldfiligranfäden, verwandeln könnte...

*

Die Hochzeit Hüsnas war endlich ausgemachte Sache. In die Freude, die Ferbende aufrichtig darüber empfand, mischte sich aber doch so etwas wie Furcht. Einmal gab sie sich in der Einsamkeit der Nacht ganz unbewußt dieser Furcht mehr als nötig war hin. Als sie sich ganz dessen bewußt wurde, hatte sie die Kraft, sie abzuschütteln und, indem sie mit ihren Phantasien unbarmherzig zu Gericht ging, sich zur Erkenntnis der nackten Wahrheit zu zwingen. „Lolles Mädchen,“ sagte sie bei sich, „wie sollte man dazu kommen, eine Doppelhochzeit zu veranstalten? Man denkt nicht im entferntesten daran. Habe Geduld, denn jedes Ding kommt nur zu der vom Schicksal dafür festgesetzten Zeit.“ Sie beneidete Hüсна durchaus nicht um ihr Glück. Trotzdem sah sie mit leidenschaftlicher Ungebuld dem schicksalschweren Augenblick entgegen. Sie war es, die jeden Morgen die Hamum daran erinnerte, daß es Zeit wäre, auf den Tscharschi, den Basar, zu gehen, und sie begleitete die Damen des Hauses stets auf solchen Gängen. Mit beiden Armen raffte sie dann die Schachteln mit gestrickten Schuhen, die Pakete mit Stoffen aller Art, mit Lüchern, die von Filigranfäden durchzogen waren, mit Hand- und Mundtüchern mühsam zusammen, wehrte sich energisch, wenn jemand anders sie tragen wollte, und lief so bepackt hinter den Damen her. Wenn sie die Herrlichkeiten an sich preßte, fühlte sie in ihrer Seele eine innige Freude an dieser Hochzeit. An ihrem Duft berauschte sich ihre Phantasie. Es schien ihr wie eine frohe Kunde von einem ungeheueren Glück, das sie selbst erwartete. — — —

Was für Schätze trug sie nicht so ins Haus! Was holte sie nicht aus allen Ecken Stambuls zusammen! Atemlos kam sie jedesmal nach Hause, und ihr Taschentuch klebte ihr an den Wangen, so schwitzte sie. Wenn man ihr dann die Sachen abnahm, wenn man sie wohlgefällig betrachtete, war es ihr immer, als wäre das alles für ihre eigene Hochzeit bestimmt. Allerdings blieb sie sich immer ihrer Stellung bewußt, und ein natürliches Gefühl für Billigkeit, das sie besaß, verhinderte ihre Wünsche daran zu ausschweifend zu werden. Aber aus diesen Stoffen, Stickereien, Schmucksachen und Silbergefäßen baute sie sich im Geiste eine Ausstattung auf, etwas billiger zwar, einfacher und bescheidener, aber sie konnte es doch nicht unterlassen, ihren geheimsten Träumen freien Lauf zu gewähren und in Glücksahnung zu schwelgen.

Wenn sie mit ihren Paketen nach Hause kam und alles zusammenlief, dann wurde Ferkende Feuer und Flamme. Wenn sie irgendwie konnte, zeigte sie ihre Einkäufe keinem Menschen. Niemand als die kleine Hanum durfte ihre Hand danach ausstrecken, niemand anders die Sachen ansehen oder berühren als nur sie allein. Eifersüchtig wachte sie über dieses Recht ebenso wie sie keiner Mitslavin gestattete, sich in die Näharbeiten und andere Vorbereitungen zur Ausstattung einzumischen. Einmal, es war schon spät in der Nacht, hatte man ihr gesagt: „Haidi, geh schlafen, du bist müde!“ Da war sie in heftiges Weinen ausgebrochen und hatte stundenlang geschmollt.

Eines Tages hatten der Effendi und seine Frau bei

Tische lange miteinander geflüstert, dann auf Ferhende geschaut und bedeutungsvoll gelächelt. Da begann das Herz der Dienerin ungestüm zu klopfen. Unwillkürlich schlug sie die Augen nieder. An jenem Abend suchte sie dann alle möglichen Vorwände, um das Zimmer der Herrschaft wiederholt betreten zu können. Sie wollte um jeden Preis herausbekommen, was das Lächeln zu bedeuten hatte, und sagte bei sich: „Was mögen sie nur mit mir vorhaben?“ Eigentlich glaubte sie schon den Sinn des Lächelns verstanden zu haben. Nur eine Frage blieb dann noch zu beantworten übrig: „Wer hat mich zur Frau verlangt?“

Endlich, am nächsten Morgen, hörte sie plötzlich die Hamum rufen: „Der Effendi wünscht mit dir zu sprechen.“ Da wäre sie fast umgefallen. Eine Zeitlang war sie gar keiner Antwort fähig und stand wie versteinert an ihrem Plage. Die Kniee zitterten ihr. Als sie in das Zimmer des Effendi eintrat, wagte sie nicht die Augen aufzuschlagen und ihn anzusehen. Endlich war der Augenblick gekommen, wo sie die Freudenbotschaft vernehmen sollte! Der Effendi sprach langsam und zögernd: „Ferhende! Du bist mit Hüсна zusammen aufgewachsen. Bis jetzt haben wir dich alles mit unserer Tochter teilen lassen und du hast mit deinem Dienste unser aller Zufriedenheit erworben.“ Ferhende wagte kaum zu atmen. Dann fuhr der Effendi fort: „Jetzt geht Hüсна in ein fremdes Haus. Wenn sie dort niemanden findet, der ihr vertraut ist, so würde sie sich grämen. So haben wir denn nachgedacht und beschlossen, dich mit ihr dorthin zu schicken... Hörst du,

Ferhende? Du sollst Hüсна begleiten. Wir vertrauen dir. Wir wissen sehr gut, wie treu du ihr auch dort dienen wirst. Später, ein, zwei Jahre später, bei günstiger Gelegenheit, wirst du dafür belohnt werden. Verstehst du, Ferhende?"

Ferhende hatte verstanden. Sie trat einen Schritt nach vorn und küßte ihrem Herrn den Saum seines Rockes. Mit einer großen Freude im Herzen verließ sie das Zimmer.

Ja, wirklich, sie freute sich, — trotz ihrer Enttäuschung. Denn der zweifelhaften Lage, in der sie hätte ausharren müssen, war dies deutliche Versprechen entschleden vorzuziehen. „Ein bis zwei Jahre.“ Was wollten ein bis zwei Jahre besagen? Man hat kaum Zeit, ein Auge zu und wieder aufzumachen, so ist ein Jahr vorüber. Aber was sollte sie unter dem Ausdruck „bei günstiger Gelegenheit“ verstehen? Sie deutete das so, daß sie sich sagte: Wohl, wenn die kleine Hanum ein Kind bekommt....

Nach diesem Vorfall kam in die Seele Ferhendes ein ganz anderer Schwung. Bis zu jenem Augenblicke hatte sie sich einer leisen Furcht nicht erwehren können. Jetzt aber keimte aus ihrem stillen Wunsche, durch das Versprechen, das sie nicht zu bezweifeln wagte, hervorgelockt, die Pflanze der Hoffnung hervor.

Bei der Hochzeitsfeierlichkeit wurde Ferhendes Persönlichkeit gewissermaßen vervielfältigt. Aus einer Ferhende gingen hundert hervor. Überall hatte sie Ahnungen, bei jeder Arbeit begegnete sie Vorbedeutungen, denn diese Hochzeit war ja für sie eigentlich nur die Einleitung zu der

eigenen. Wenn sie durch das freudig bewegte Festgewühl geschäftig umherging, kam sie schließlich dazu, sich selbst für etwas wie eine Braut zu halten. Alle Welt rief sie mit dem neuen Ehrentitel: „Kalsa! Kalsa!“ So fühlte sie denn schon jetzt, als ihr von allen Seiten der ehrende Ruf ins Ohr tönte, den Vorgeschnack der ein bis zwei Jahre später, „bei günstiger Gelegenheit“, stattfindenden eigenen Hochzeit, und erfüllte das ganze Haus mit ausgelassener Lustigkeit.

Von diesem Tag an begann die Zeit des Harrens. Sie wagte nicht, unverblümt zu fragen. Da sie der abergläubischen Ansicht war, daß ein kleines fragendes Wort eine Beeinflussung ihrer geheimsten Wünsche veranlassen könnte, hüllte sie sich in vorsichtiges Stillschweigen und wartete. Aber Tage und Monde gingen vorbei. Von jener heiß-ersehnten Schicksalswendung wollte ihr immer noch keine Kunde kommen. Eines Tages aber wagte sie unter schamhaftem Erröten die kleine Hanum zu fragen, mit der sie sich sonst so zwanglos über alles unterhielt: „Kleine Hanum,“ sagte sie, „wir sind ganz allein geblieben. Wann wird uns eine Freude beschert werden?“ Die Antwort, die sie erhielt, gefiel ihr ganz und gar nicht. „Ach!“ rief die Herrin unwillig aus, „kommst du nun auch mit dieser Frage? Wie soll ich den Tag meiner Hochzeit wissen?“

An jenem Tage litt Ferhende an heftigen Kopfschmerzen. Sie zerschnitt eine Zitrone in kleine Stücke, tauchte diese in Kaffee, legte sie in ein Tuch und band dieses fest um den Kopf. Mit diesem Aufputz ging sie den ganzen Tag

unruhig im Haus hin und her. Das arme, einsame Herz fing an sich zu empören. Sollte das etwa heißen: Die Hanum soll erst alt und grau werden, bevor sie Mutter wird, und dann erst könne man an Ferhendes Hochzeit denken?

Von diesem Tag an wurde sie launenhaft und streitsüchtig. Unter den wichtigsten Vorwänden fing sie mit jedermann im Hause Zank an. Wenn der Mann der kleinen Hanum nur ein Wort etwas lauter zu ihr sagte als gewöhnlich, ließ sie ihre Arbeit im Stich, ging in ihre Kammer und weinte dort stundenlang.

Oft blieb sie, wenn ihre Herrschaft schon aufgestanden war, noch im Bett und bemühte sich, die Zeit zu berechnen, die seit der Hochzeit verstrichen war. „Es war nach dem Nevlub, dem Geburtsfest des Propheten,“ sagte sie sich. „In jenem Sommer gingen wir nach Kadiköj. Das nächste Jahr wohnten wir dann in Kanlıdscha. Jetzt kommt nun wieder ein Sommer!“ So reihte sie in Gedanken ein Jahr an das andere. Und dann rief sie aus: „Drei Jahre also sind es. Drei Jahre! Wirklich ganze drei Jahre ist es her!“ Ihre Stimme verriet das schmerzliche Erstaunen, das sie ergriffen hatte. Da fiel ihr noch etwas ein, wobei sich ihr Herz zusammenkrampfte: „Aber einen Sommer über sind wir ja auch in Stambul geblieben. Dann sind es sogar vier Jahre. Ach, die kleine Hanum wird es schon wissen, wie lange sie verheiratet ist.“

Sie zürnte ihrer Herrin ernstlich. Ihre Seele war voller Bitterkeit. Am nächsten Morgen verrichtete sie, nachdem

sie heruntergekommen war, alle ihre Arbeiten verkehrt. Sie schaute mürrisch drein und mit gerunzelten Brauen.

Eines Tages aber verbreitete sich im Hause ein Gerücht. Es hieß, die kleine Hanum sehe einem freudigen Ereignis entgegen. Mit einem Male gab Ferhende ihr Schmallen auf. Ihr Kummer wich wie durch Zaubergewalt. Aber sie wollte sich doch von der Wahrheit des Gerüchts überzeugen und eilte auf der Stelle zur kleinen Hanum. Ohne lange Umschweife fragte sie gerade heraus. Die Hanum aber antwortete nur lächelnd: „Wer weiß?“ Ach, welche Pein ihr diese unbestimmte Antwort bereitete. Tagelang, wochenlang konnte sie keinen Schlaf finden. Als sich aber schließlich die Wahrheit des Gerüchts bestätigte, kam eine große Seelenruhe, eine volle Gewißheit über Ferhende. Jetzt lag nicht mehr eine unbegrenzte Zeit peinvollen Wartens vor ihr, sondern eine ganz bestimmte Frist.

Sie fand ihre ganze frühere Latkraft, ihre ganze Lebensfreude wieder und wollte sich gar nicht von der Seite ihrer Herrin trennen. Mit fast mütterlicher Besorgnis schaute sie ihr in die Augen, und wenn sie die Treppen hinabstieg, wünschte sie sich im Uberschwang ihrer Zärtlichkeit ihr in die Arme zu werfen.

Jeden Augenblick fragte sie nach ihrem Befinden und zählte die Tage, die sie noch von ihrem Glücke trennten.

Aber diese Qualen der Erwartung ließen sie bleich werden und an Kräften verlieren. Ihr Leben verstrich jetzt im Fieber und in krankhafter Nervosität.

*

Als das Kind da war, hegte sie eine tolle Liebe zu ihm. Alle Dienste nahm sie auf sich; selbst die Besorgung der Wäsche behielt sie sich allein vor. Wenn sie die Bindeln und Hemdchen in der Waschküche wusch, hörte man, wie sie sagte: „Lieb soll man es haben, recht lieb. Wie herzige kleine Hemdchen das sind!“

Aber trotz all dieser Liebe brachte ihr das Kindchen noch immer nicht die ersehnte Freudenbotschaft. Ferhende saß an seiner Wiege und sang ihm Schlummerlieder, und so gingen die Monde, einer nach dem andern, und reiheten sich jenen toten Jahren an.

Dann aber wartete sie nicht mehr. Als Vorbotin der Verzweiflung kam eine Lethargie über sie, die ihr Empfinden abstumpfte und ihre Wünsche einschläferte. Ihre Füße wurden allmählich schwerfällig, ihre Gestalt wurde gebeugt, so daß sie sich mühsamen Ganges durch das Haus schleppete.

Man nannte sie jetzt auch nicht mehr „Ferhende Kalfa“. Sie war jetzt die Kinderfrau Sabit Beys, denn das war der Name des Sprößlings ihrer Herrin. Diese Bezeichnung wurde im Hause so allgemein, daß sie schließlich nur noch unter dem Titel Ferhende Dady, Kinderfrau, bekannt war, und diese Benennung machte sie auch reichlich um zwanzig Jahre älter, als sie in Wirklichkeit war.

Einmal, es war beim Bairamsfest, vertraute man der Dady den kleinen Sabit an und schickte beide zu des Kindes Großvater. Als sie dort angekommen waren, sagte der alte Effendi: „Warte einmal, Ferhende. Jetzt ist die Zeit ge-

kommen, wo du den Lohn für deine Dienste empfangen sollst.“ Dann öffnete er den Deckel einer Truhe, spitzte eine Rohrfeder auf dem Nagel seines Daumens, nahm ein Stück Papier und nachdenklich, indem er bei jedem Wort die Feder vier- bis fünfmal in das Tintenfaß tauchte, schrieb er lange, lange. Dann las er das Geschriebene noch einmal durch, schwärzte das Petschaft, das er aus der Tasche nahm, und drückte es sorgfältig auf das Papier. Schließlich reichte er das Blatt dem Kinde, das seinen Bewegungen mit großen, neugierigen Augen gefolgt war, und sagte: „Nimm es, Sabit, und gib es deiner Dady. Jetzt kann sie endlich ruhig sein.“

Ferhende hatte bis zu diesem Augenblick den ganzen Vorgang noch nicht begriffen. Jetzt erst wurde ihr mit einem Male klar, was der Effendi sagen wollte. Vor freudiger Aufregung wäre sie fast in Ohnmacht gefallen. Sie nahm das Dokument — ihren Freibrief — aus der Hand des Kindes und umklammerte die Füße ihres Herrn.

So war denn also der so lange ersehnte Augenblick des Glücks für Ferhende gekommen. Jetzt konnte sie heiraten und ihre schwarzen Haare, in denen sich schon einige graue Fäden zeigten, gelb färben, goldig gelb wie Filigran, mit dem die Haare der Braut durchflochten werden.

Als Ferhende am Abend mit dem glückbringenden Brief nach Hause zurückkehrte, sagte der Mann der Kleinen Hanum, der seinerseits auch etwas zu der ihr gewordenen Belohnung beisteuern wollte, zu ihr: „Ich will es mir angelegen sein lassen, dich zur Braut zu machen. Mach,

daß Sabit schnell groß wird, damit wir ihn dann in die Schule schicken können.“

Aber das langsam erlöschende und nur noch glimmende Feuer ihrer Wünsche kam es wie ein Windhauch, der ihm die Flamme entlockte. Dieses Stück Papier hatte die Kräfte ihrer Seele neu belebt und verjüngt. Dann und wann zog sie es aus der Truhe, wo sie es unter andern Schätzen verwahrte, hervor und küßte es. Stundenlang schaute sie auf die Schriftzeichen, als ob sie einen magischen tiefliegenden Sinn, eine Glückszauberformel aus ihnen herauslesen wollte.

Dann stand sie auf und besah heimlich ihre Haare im Spiegel und zählte: ein, zwei, drei graue Haare. Nein, ihrer viele gab es. Aber wenn sie sie färben würde? . . .

*

Die Erörterungen über Sabits Schulbesuch wurden durch die Trauer um den Tod der beiden Großeltern unterbrochen und hinausgeschoben. Der große Effendi und die große Hanum waren es eigentlich gewesen, die Ferhede jahrelang im Wege gestanden hatten. Nun waren sie beide schnell hintereinander gestorben. Aber ihr Tod vernichtete auch die letzte Kraft der Sehnsucht im Herzen der Dienerin. Sie zürnte jetzt mit aller Welt, mit allen Dingen, selbst mit dem kostbaren Stück Papier in ihrer Lade. Wenn sie nachts schlaflos auf dem Bette lag, bemühte sie sich, ihre Gedanken zu bemeistern, ihre Phantasie vor den düstern

Bildern zu schützen, die sie heimsuchten. Denn in dem armen Herzen wohnte jetzt nur noch eine unsägliche Bitterkeit, die sie alles in den so schwärzesten Farben sehen ließ.

Je mehr nun Sabit heranwuchs und aufschöß, desto mehr beugten sich Ferhendes Schultern, desto langsamer und schwerer wurden ihre Schritte und desto zahlreicher die grauen Fäden in ihrem Haar. Eines Abends kam Hüсна Hanum lachend aus ihrem Zimmer und rief eifrig nach Ferhende. „Dady, Dady!“, auch sie hatte sich ja schon an diesen Ehrentitel gewöhnt. Als die Dienerin im Zimmer erschien, sah sie auch, wie der Effendi lachte. Hüсна ergriff das Wort: „Dady, weißt du schon? Das Schicksal hat dir etwas gesandt!“ Ferhende sah ganz verdutzt darein. Sie wollte es gar nicht glauben, und die Hanum sah ihr das an. Deshalb sagte sie: „Du scheinst zu zweifeln, Dady. Und doch sprechen schon alle Leute davon. Sabits Lala*) hat um deine Hand angehalten.“ Ferhende gab keine Antwort. Stumm drehte sie sich um und schritt zur Türe hinaus. Man hörte sie nur noch murmeln: „Das hätte gerade noch gefehlt. Warten und warten und dabei alt und grau werden, um schließlich den Lala vorgefetzt zu bekommen!“

Als man gemerkt hatte, daß Ferhende den Lala nicht wollte, deutete man sämtlichen Wächtern auf der Straße, den Frauen, die im Hause verkehrten, und den Nachbarn an, daß im Hause eine Dienerin zu verheiratet wäre.

*) Diener.

Darum fing nach diesem Tage für Ferhende wieder eine Zeit erneuten Fiebers der Erwartung an. Die Frage der Verheirathung war wieder aufs neue aufs Tapet gebracht. Es kamen sogar Frauen, die Ferhende einer Brautschau unterwarfen. Aber die Zeit verging. Die grauen Haare mehrten sich mit schonungsloser Grausamkeit. Und trotzdem wartete Ferhende.

Eines Tages sagte Hüsna Hanum zu ihr: „Dady, weißt du, wohin wir heute zusammen gehen wollen? Wir werden Sabit eine Braut wählen.“

Ferhende fiel aus allen Himmeln. Wie? Sabit Bey war schon so weit herangewachsen, daß man ihn verheiraten konnte? Und wieder nahm sie im Geiste eine Berechnung vor: Vier Jahre nach der Hochzeit war er geboren. Als Hüsna Hanum Braut war, stand sie im zwanzigsten Lebensjahre und hatte selbst gesagt, daß sie nur zwei Jahre älter sei als Ferhende. Wenn dem so war... Sie konnte mit ihrer Rechnung nicht zustande kommen. Sie fügte ein Jahr ans andere, aber sie bekam das Rechenexempel nicht heraus. Im innersten Herzen jedoch fühlte sie es wie einen Weinkrampf heraufsteigen....

Für Sabits Hochzeit hatte Ferhende jedoch so viel Kraft wiedergefunden, daß sie ganz so behende wie ein junges Mädchen herum lief. Wenn sie aber durch die Menge der Gäste sich bewegte, hörte sie die Leute flüstern: „Das ist die Dady des Bräutigams, das ist Sabit Beys Dady.“ Am Abend schloß sie sich dann in ihr Zimmer ein. Den Freibrief, den sie jahrelang nicht mehr hervorgeholt und

fast vergessen hatte, der alt und vergilbt geworden war, dessen Schriftzüge fast verwischt waren, ihn nahm sie jetzt aus der Truhe, beugte sich schluchzend darüber und weinte...

*

Nach dieser Hochzeit verstrichen wieder viele sich mühsam dahinschleppende Tage und Monate und fügten den Haaren Ferhendes eine neue Schicht von dem Schnee des Alters hinzu. Eines Abends aber rief das Ehepaar die Dady zu sich hinein und nun fingen beide zu bitten und zu flehen an: „Erhöre doch Lalas Werbung. Er läßt uns keine Ruhe. Er ist ganz unglücklich und erwartet von deinem Antwort, daß es ihm einen ruhigen Lebensabend verschaffe.“ Dann umarmten sie die Dienerin, küßten ihre wellen Wangen und kosteten ihre jetzt ganz weißen Haare.

Das künftige Glück malten sie ihr in den schönsten Farben. Wie schön das werden würde! Sie würden sie und ihren Mann nicht von sich gehen lassen. Sie sollten bei ihnen bleiben und das Kindchen sehen, das kommen sollte. Die junge Frau lachte errötend und sagte: „Nicht wahr, Ferhende wird seine Muhme sein.“ Da ließ sich Ferhende überreden, Braut zu werden.

Am Hochzeitstage schmückte sie sich auf das Bitten und Drängen der Hausgenossen wie eine junge Braut. Als sie nun auf dem Ehrensitz thronte, kam es ihr wie ein Traum vor, daß sie nun doch Braut sein sollte. Aber sie war es in der That. Nur die Haare hatte sie sich nicht gelb färben lassen. Jetzt waren sie ja nicht mehr schwarz, sondern weiß, ganz weiß, wie schneeige Seide...

Wenn es schneit

Von Halld Stå

War er zwölf Jahre alt?

Schaute man sein blasses, Kleines, mageres Gesicht an, unter den von seinen Schläfen hängenden, glänzenden, dunkelschwarzen Haaren, oder die unentwickelten Formen seiner Glieder und seiner schwachen Muskeln, oder betrachtete man seine zarte Gestalt, die in zerrissenem Hemd und zerlumpter Hose einem dünnen Stocke ähnelten, so hielt man ihn für jünger.

Betrachtete man aber seine Augen, die unter den gewölbten Augenbrauen mit dem Glanze einer wachen Klugheit funkelten, wie man es bei allen Straßenkindern findet, deren Naturerziehung die Schnelligkeit ihrer Gedanken vor der Zeit entwickelt, so hätte man denken können, daß er älter als zwölf Jahre wäre.

Strassenkind!...

Seit er anfang zu denken, konnte er sich an kein Eigentum, die Straße ausgenommen, erinnern. Man konnte fast sagen, er hatte sich auf der Straße kennen gelernt.

Alle Straßen gehören ihm; die große Stadt ist für ihn ein ausgedehntes, aus unzähligen Vorzimmern, Sälen und Hallen zusammengesetztes Haus. Seine Hände in den zerrissenen Taschen, seinen quastlosen, durch Regen eng gewordenen Fes auf dem Scheitel seines Haares, das immer schneidebedürftig war, seine zerrissenen, immer zu

großen Schube an seinen strumpflofen Füßen, so eilte er vor dem Winde, zwischen den Zähnen pfeifend, mit den Gefühlen eines Besitzers durch die unzähligen Vorzimmer, Säle und Hallen dieses großen Hauses.

Häuser...? Bis jetzt hatte er keine genaue Kenntnis davon, was sie sein könnten. Diese Orte, in die das Schicksal ihn nie geführt hatte, waren für ihn einzelne Zimmer des großen Hauses. Infolge seiner weit hergeholtten, Stück für Stück gesammelten Kenntnisse hatte er von Häusern und Familien eine mangelhafte, ganz besondere Meinung. Der ungestüme Lebensstrom der Menschheit, der immer weiter floß und ihn beiseite ließ, war für ihn ein ewiges Schauspiel. Weil die Natur dieses jede Minute wechselnde Schauspiel vor ihn setzte, machte er seine Augen auf, die alles mit einem sorglosen und verständigen Blick betrachteten, und ließ sie auf der Bühne weiden, die sich von Ebirne Kapussi bis Bagtsche Kapussi und von Galata bis Schischli ausdehnte.

Er hatte in Ejub angefangen.

Unter den ungeordneten Erinnerungen, die seinen kleinen ausgetrockneten Kopf erfüllten, sah er sich im Moscheehof, auf den Friedhöfen, zwischen den Gräbern rennen, oder sah sich vor den Garlücken, den Rebabdschi und Kajmakdschi die Leute, die drin saßen, betrachten. Unerwartet spürte er eines Tages aus der Reihe der Säрге, denen er nach dem Friedhof, mit dessen Ecken und Winkeln er befreundet war, folgte, einen stechenden, peinigenden Geruch in seine Seele steigen. Er faßte den Entschluß, von

hier wegzugehen, seinen Lebenskreis noch etwas zu vergrößern . . .

Hatte er Mutter und Vater? Er glaubte es gar nicht. Er war ein Wesen, das zwischen zwei Steinen des Pflasters zufällig geboren worden war. In Ejub nannten ihn alle Leute, wer weiß weshalb: Sermet Bey.

Für den abligen Beinamen, den man immer hinzusetzte, hatte er eine besondere Vorliebe. Manchmal, wenn man, um ihn zu ärgern, ihn nur Sermet rief, tat er, als ob er nichts gehört hätte, und fing an zu pfeifen. Indem er das einzige Trostlied des Einsamen blies, mit seinen zerrissenen, immer zu großen Schuhen nach einem Militärmarsche über das Pflaster schlürfte, ging er fort.

Als er sich entschlossen hatte, Ejub zu verlassen, nahm er Abschied von allen seinen Freunden. Er hing sein Bündel, ein rotes Taschentuch, an die Spitze eines schön geschnittenen Nußbaumzweiges und sagte: „Ich gehe!“ Und den Leuten, die ihn fragten, wohin er gehe, zeigte er mit den Händen in die Ferne und setzte hinzu: „Nach Stambul!“ . . .

Den Weg kannte er ganz gut. Viele Male, wenn man zum „Steinkrieg“ auszog, war er auf den Höhen von Ejub gewandert, und die Neugierde hatte ihn und einige seiner Freunde manchmal bis an die Mauern, die die Grenze der Stadt bilden, gebracht.

Mit seinem Bündel, das vor Freude über die Reise an der Spitze des Nußbaumzweiges fröhlich baumelte, und mit seinen zerrissenen, immer zu großen Schuhen betrat „Sermet Bey“ Stambul.

Und allmählich besuchte er alle Orte dieser Halbinsel „im Kreise“.

Nacheinander errichtete er seine Zelte in den Stadtvierteln Fatih, Saratsch-bane-baschi, Ak-Seraj, Schemsadebaschi, Sultan Bajasid und Hodscha Pascha. In einer Sommernacht sah er den Menschenhaufen vor Emin-Eunu, dann die Menge des Morgens und zuletzt das Getümmel der Brücke am Tage. Er wurde von dem geräuschvollen Leben wie herauscht. „Ah!“ sagte er, „jetzt habe ich meinen Platz gefunden!“

Hier erwarb er sich Freunde. Seine Beziehungen zu allen Schuhputzern, Streichholzverkäufern, Zeitungsjungen und Gepäckträgern, die mit klatschenden Ohrfeigen ansingen, wurden nach und nach freundschaftlich. Seine lauernden Augen, seine Züge, die sich unter dem Einflusse eines immer tätigen Gehirns fortwährend bewegten, hatten für alle Leute, die ihn kannten, einen unwiderstehlichen Reiz.

Nachdem er sich entschieden hatte, hier zu leben, bat er eine halbe Stunde einen Krämer, sein seit Jahren unverändertes Taschentuchbündel in Verwahrung zu nehmen. Er tat es in ein leeres Petroleumgefäß und stellte seinen Nußbaumzweig, den er als Erinnerung aus Ejub mitgenommen und behalten hatte, sorgfältig in eine Ecke.

Wenn er seinen Aufenthaltsort änderte, so war seine größte Sorge, einen Platz für sein Bündel und seinen Stock zu finden. Für sich selbst hatte er immer einen Platz. Im Sommer schlief er unter einem Lorwege oder in einem ausgespannten Wagen. Im Winter — den hatte er gar

nicht gerne — bat er die Händler, die er kannte, um ein Obdach. Die Läden, die er am liebsten hatte, waren die Krämerläden. Er fand dort leere Zuckersäcke und außerdem den Geruch aller dieser Dinge, die er gerne hatte und nicht haben konnte — Oliven, Käse, Speck, trockene Fische —, und der Duft dieser Herrlichkeiten erregte seinen Magen mit einem beschwerlichen und doch angenehmen Appetit. Die Ladenbesitzer, die anfangen, ihn gerne zu haben, brachten ein kleines Kapital zusammen und kauften ihm eine schöne Schubpuzerkiste und Bürsten: leider gefiel ihm die Wischerei nicht. Eines Tages, als er, seinen Kopf auf seine Kiste gestützt, schlief, stahl ihm ein kluger Räuber seine Bürsten. Dies war ihm ein willkommener Vorwand, dieses Geschäft aufzugeben. Nachher kaufte man ihm Wachsstreichhölzer. Seine Waren in einem kleinen Korbe, schrieb er sie eine kurze Zeitlang — etwa eine Woche — auf der Brücke aus: „Ikissi on Para!“ „Zwei für zehn Para!“...

Aber diese neue Beschäftigung hinderte ihn daran, die Stücke zu pfeifen, die er von den vorbeigehenden Militärkapellen hörte. Eines Tages, als er mit einem Konkurrenten zankte, wurde sein Korb geplündert. Da gab er auch dieses Geschäft auf.

Es gab nur eine einzige Sache in der ganzen Welt, wozu er Lust hatte: Pakete und kleine Sachen von jeder und jedem zu tragen.

„Götürelimmi, Effendim?“ „Tragen wir's, mein Herr?“

Es war unmöglich, ihn fortzuschicken. Er lächelte so lieb und hatte solch eine nette Art zu bitten. Seine Stimme

zog jeden an. Seine schwarzen Augen unter seinem enger gewordenen Fes lächelten mit einem so flehenden Blicke, daß man ihm die Antwort „Ja!“ nicht verweigern konnte. —

„Tragen wir's, mein Herr?“

Was hatte er nicht getragen? Was hatten seine schwachen Arme nicht geschleppt?... Kleine und große Pakete, deren Inhalt ihm unbekannt war. Er hatte sogar ein Schulkind zum Kunden.

Jeden Morgen ging er an das Skutarischiff, nahm die Speisetrage des Beys und trug sie bis an die Tramway, und nachmittags, wenn der kleine Bey von der Tramway stieg, trug er sie zum Schiffe zurück.

Allmählich hatten sie sich angefreundet. Er hatte ihm auch seinen Namen gesagt. Gleich am ersten Tage richtete er seinen schwachen Körper auf seinen dünnen Beinen auf und sagte: „Mein Bey, lassen Sie mich immer alles für Sie tragen. Wenn Sie mich nachmittags nicht sehen, rufen Sie nur nach Sermet Bey! Tragen wir's, mein Herr!“

Ja, wohin war er nicht gegangen? Welches Viertel dieser großen Stadt hatte er nicht besucht? Es war kein Winkel in Stambul, wohin er nicht ein Paket gebracht hatte. Er fuhr sogar einige Mal in Begleitung seines Herrn mit der Tunnelbahn und ging bis Larim und Schischli.

Manchmal hatte man sein lauernes Gesicht in Verdacht und ließ ihn vor sich gehen. Dann schämte er sich und ließ seine zerrissenen Schuhe im Kot. Wenn er zurückblieb,

machte es ihm Spaß, den Herrn zu betrachten. Seine Hände und Arme voll Pakete, vor Anstrengung schwankend, ging er pfeifend — so leise, daß er nicht gehört wurde — hinter Tausenden dicken und dünnen, jungen und alten Männern. Aber diese Arbeit beklagte er sich nicht. Im Gegenteil, mit der Paketträgerei — das Wort Hamal*) brauchte er nicht — war er ganz und gar zufrieden.

In der ersten Kälte des Winters, als er bei einem regnerischen Wetter von einem Gange zurückkam, wurde ihm der Kopf schwindelig und ein Nebel zog um seine Augen. Der Regen drang durch seinen Anzug, der aus einem dünnen Leinenhemde und einer abgenützten Flanellweste bestand. Er wurde durchweicht. Am ganzen Leibe zitternd, ging er zu dem Krämer, bei dem er seit dem Anfang des Winters übernachtete, und sagte: „Ich bin naß geworden!“ Der Mann gab ihm Erlaubnis, zu bleiben. Er nahm die leeren Zuckersäcke fort und stieg in den Dachstuhl. Es gelang ihm nicht, sich zu erwärmen. Als er fröstelnd einschlief, fühlte er zum erstenmal in seinem Leben, wie weh die Kälte tat...

Wochenlang ließ er sich auf der Brücke nicht sehen. Hier in dem Dachraume eines Krämerladens bei dem beißenden Geruch der Seifensäcke und dem Dunste der Petroleumkisten kauerte er sich unter vier Zuckersäcken. Unter den Tausenden von Menschen, deren Lärm an sein fieberndes Ohr drang, fühlte er sich einsam, ganz einsam. Außer den Knechten, die ihn alle zwei oder drei Tage

*) Lastträger.

fragten: „Willst du noch nicht aufstehen?“ sah er kein mitleidiges Gesicht und hörte kein tröstendes Wort. Manchmal im Fieber glühend, manchmal vor Frost klappernd, so lag er wochenlang...

Er fing an, den Winter zu hassen. Zuweilen fühlte er den Wunsch, still und tot zu sein, wie diejenigen, deren Särgen er einst in Ejub gefolgt war.

Als er genas, fand er sich so schwach, daß er eines Tages den Herrn, dessen Paket er nach Dschigal-Dglu zu tragen hatte, nicht begleiten konnte. Er mußte sich auf der Auffahrt zur Bab Ali ausruhen. Weinend sagte er: „Mein Herr, ich kann es nicht weiter tragen...“

Jetzt gab er der Faulheit den Vorzug. Um so wenig wie möglich zu gehen und sich so wenig wie möglich zu ermüden, wurde das schmerzliche Gesuch: „Tragen wir's, mein Herr?“ in seinem Munde zu einem undeutlichen Murmeln.

Er lief denjenigen, die ein Paket zu tragen hatten, nicht mehr entgegen. Er suchte die Arbeit nicht mehr. Er trennte sich kaum von der Lüre eines großen Konfektionsgeschäfts. Er vergnügte sich damit, die Pakete einer oder zweier Kunden zu tragen, die gerade vorbeikamen, und morgens und abends die Speisetrage des Beys, der zur Schule ging. Vor dem Laden an der von ihm bevorzugten Seite stand eine kraushaarige, backenbärtige, stolzäugige Puppe. Sie trug einen Mantel mit breitem, schwarzem Schafpelzkragen und stand so, als ob sie sein nacktes, fröstelndes Selbst auslachte.

Trotz des Neides schloß er Freundschaft mit ihr. Jeden Morgen, wenn er ausging, wartete er auf die Puppe, die von den Dienern herausgebracht wurde. Wenn sie vor das Schaufenster getragen, mit einem Bindfaden von hinten festgebunden war, näherte er sich und streichelte den Pelzkragen mit seinen frostbeuligen Händen, und mit seiner schwachen, tonlosen Stimme murmelte er ihr ins Ohr: „Bonsur Musu! — Bonsur Musu!“*)...

Dann setzte er sich an ihre Seite unter die Schöße ihres Mantels. Ah! wer weiß, wie der wärmt? dachte er, und sich an der eingebildeten Hitze des blauen Pelzfaschmirs erwärmend, wartete er.

Ah! wenn er auch einen Pelzmantel hätte, um seine Schultern zu bedecken!

Einen Mantel, einen Pelzmantel zu besitzen, das war seit seiner Krankheit zu einer fixen Idee geworden. Eines Tages fragte er den Hamal des Ladens nach dem Preise dieses Mantels.

„Ah! Sermet Bey! sehnst du dich nach dem Mantel?“ sagte der Mann und setzte blöde lachend hinzu:

„Fünf Pfund!“

„Fünf Pfund?... Wieviel Geld sind fünf Pfund?“

Das konnte er nicht begreifen. Aber von diesem Tage ab gab er die Hoffnung, einmal einen Pelzmantel zu besitzen, auf.

„Es wäre besser, wenn ich nicht gefragt hätte!“ sagte er zu sich selbst. Aber da das Ideal seines Lebens

*) Bonjour Monsieur.

ein Pelzmantel war, sah er seine Hoffnung erneuert, wenn er die stolzen Augen der backenbärtigen Puppe und ihre Haltung sah, welche ihm zu sagen schien: „Schau doch meinen Mantel an!“ ...

Dann hockte er sich nieder unter den Mantel. Er blieb so nahe, daß der Stoff ihm das Gesicht streicheln konnte, und zählte die Pelzmäntel, die vor seinen Augen vorbeiging.

Als er eines Tages aufwachte, sah er, daß es in großen Flocken schneite.

Zitternd kam er unter den Rücken hervor.

Als er auf die Straße ging, war alles weiß. Die Flocken, die fröhlich tanzend herabfielen, sahen Kleinen, weißen, in der Luft lebendig gewordenen Vögeln gleich, die, ihre Flügel bewegend, unaufhörlich auf den Rücken der auf der Brücke wartenden Kutschen und Pferde und auf den Regenschirmen der Vorübergehenden tanzten.

Indem er seine vor Kälte ganz rot gewordenen Hände mit dem Atem zu erwärmen versuchte, näherte er sich seinem täglichen Freunde und sagte mit seiner zitternden Stimme: „Bonsur Musul! — Bonsur Musul!“ —

Heute aber haßte er den Freund, der ihm durch einen beleidigenden Blick, der klarer und offener als der gewöhnliche mokante Ausdruck der stolzen Augen war, zu sagen schien: „Schau doch meinen Mantel an!“

Heute streichelte er den Pelzkragen des Mantels mit seinen roten, frostbeuligen, vor Kälte angeschwellenen Händen nicht; er empfand ein elendes Unglück in seinem

Herzen. Mehr als je zuvor sagte er sich: „Ach! wenn ich einen Mantel, einen Pelzmantel hätte!“

In der Angst, sich verspätet zu haben, ging er weiter, betrat die Brücke. Die Flanellweste, die er auf seinem zerrissenen Hemde trug, gab seinen Hals und Nacken den brennenden Küssen des Schnees preis. Die Schneeflocken, die vor seinen Augen wie weiße Blumen in der Luft wirbelten, fielen von seinen Haarspitzen auf seinen Hals und Nacken, sein ganzer Leib zitterte vor Kälte.

Durch die Leute, die wasserdichte Mäntel und Regenschirme trugen, ging er mit seiner Blöße bis zu dem Platze, wo die Skutarischiffe anlegten, und wartete auf seinen Kunden, das Schulkind.

Als der Junge vom Schiffe trat und Sermet seine Speisetrage reichte, schaute er sein vor Kälte rot gewordenes Gesicht und seinen halbnackten, schwachen Leib an.

„Sermet Bey!“ sagte er, „du wirst wieder erkranken, zieh dich doch wärmer an!“ Er konnte die Worte: „Was soll ich anziehen?“ nicht hervorbringen. „Ich werde es tun, mein Bey,“ erwiderte er. Aber das Kind hatte schon die ganze schmerzliche Wahrheit dieses Unglücks verstanden. Aus Scham über die Worte, die einen Moment vorher unvorsichtig seinem Munde entschlüpft, wurde er rot bis über die Ohren.

Es schneite immer weiter. Die großen Flocken bildeten auf den Dächern und Straßen ein Bett von unbarmherziger Kälte. Den Tag des Schneefalls brachte er in der Nähe des Pelzmantels zu. Die Füße gegen das Pflaster schla-

gend, seine Hände mit dem Atem erwärmend, tat er nichts, als die Pelzmäntel, die sich unter der unaufhörlich vorbeigehenden Menschenflut befanden, zu zählen.

Am nächsten Morgen fror er noch mehr. Gestern hatte er die Kälte ertragen; um nicht weinend hinzufallen, hatte er Widerstand geleistet; aber heute fühlte er, daß seine ganze Widerstandskraft ihn verlassen würde. Er erkannte, daß es ihm unmöglich sein würde, sich an der eingebildeten Hitze des Pelzmantels zu erwärmen. Bis er die Brücke betrat, hatte er tausendmal den Wunsch gefühlt, umzukehren. Er glaubte, seine Finger würden entzwei brechen und seine schmerzenden Beine sich von seinem Leibe trennen.

Heute hatte das Schulkind außer der Speisetrage ein großes, in Zeitungspapier eingewickeltes Paket in der Hand. Nach der Speisetrage reichte es dem Jungen das Paket und sagte:

„Sermet Bey, das habe ich für dich mitgebracht.“

Nun klopfte sein Herz, er fühlte mit der Hand, um zu wissen, was darin war; er schämte sich, zu fragen. Bis er die Speisetrage zur Tramway gebracht hatte, war er außer sich. Er lief mit der Neugierde: Was kann doch darin sein?

Einmal frei, das Paket gegen die Brust drückend, als ob man es wegnehmen wollte, rannte er unter den Schneeflocken, die auf seinen Kopf fielen, bis an den Krämerladen. Das Paket, dies ungewöhnliche Vermögen, wollte er vor allen Blicken von fremden Augen bewahren.

Er stieg oben in den Dachstuhl, setzte sich auf sein Bett,

auf die Zuckersäcke und fing an den Faden aufzubinden. Das Paket war in mehreren Zeitungen eingewickelt: vor Ungeduld zerriß er sie, nahm den Gegenstand heraus und hielt ihn in der Hand.

Er war so erstaunt, konnte seinen Augen nicht trauen. Was er aus den Zeitungen herausnahm und in der Hand hielt, war ein Mantel — ein Pelzmantel. Die Laschenecken waren zerrissen, die Härchen des Pelztragens zum Teil ausgefallen: ein verblichener, abgenutzter Mantel! Trotzdem aber war es ein Pelzmantel!!

Um nicht vor Freude zu schreien, hielt er seinen Mund mit den Händen zu. Sorgfältig breitete er den Mantel auf den Säcken aus und stellte sich davor, seinen Mund in einem Atemzuge voll Erstaunen und Glück weit geöffnet, seine Augen träumerisch starr. Lange, lange bewunderte er das Ding, das er sich seit langer Zeit hoffnungslos gewünscht hatte.

Plötzlich ging ein Gedanke durch seinen Kopf. Er ordnete sein Hemd und seine Weste. Seinem Mantel zur Ehre wollte er heute den Herrn spielen. Es dünkte ihm, als ob das Ding, das vor seinen Augen dalag, nur ein Traumbild sei, das verschwinden würde, wenn man es zu berühren versuchte. Kleinmütig streckte er die Hand aus, nahm den Mantel, zog ihn an. Der Rockschöß, die Arme waren zu kurz, und über die Brust war's zu eng; doch das störte seine Freude nicht. Er schrie voll Fröhlichkeit: „Wie schön! — Wie schön!“

Er verknüpfte die vorderen Schnüre, brachte sein Bein-

Kleid in Ordnung, kämmte sein Haar mit den Fingern, eilte dann blitzschnell die Treppe herunter und ging vor den verdutzten Blicken der Diener vorbei bis zum „Kalubdschi“*), dem er, zugleich mit seinem quastlosen Fes, ein Zehnparastück reichte und sagte: „Laß das bügeln.“ Dann lief er zur Puzkiste eines seiner Freunde, gab ihm auch ein Zehnparastück und setzte seinen zerlumpten Schuh auf die Kiste. Der Kalubdschi und der Schuhpuzer fragten ihn:

„Sermet Bey, woher hast du diese Pracht?“ Er antwortete beiden nicht; jetzt hatte er keine Zeit dazu. Er hatte zu tun.

Mit einem letzten selbstgefälligen Blick beschaute er sich in dem Spiegel des Kalubdschi. „Alles in Ordnung!“ sagte er dann, seine neu gepuzten, zerlumpten Schuhe im Kot schleppend, seine Hände in den Taschen des Mantels, ohne sich um die Schneeflocken, die auf seinen Fes fielen, zu kümmern, ging er, ernsthaft, ohne seine hochmütige Haltung zu ändern, bis zu dem Konfektionsgeschäft. Er näherte sich der stolzäugigen, backenbärtigen Puppe, die einen Pelzmantel trug, und mit einem Blicke voll Stolz und Ernst gab er die Verachtung zurück, die seit langer Zeit jeden Morgen aus ihrem spöttischen Blicke floß, und sagte: „Bonsur Musul — Bonsur Musul!“ Und dann, die halb ausgefallenen Härchen seines Pelztragens zärtlich lieblosend, setzte er hinzu: „Schau meinen Pelzmantel an!“

*) Aufbügler.

Ali's Wagen

Von Halib Sia

Endlich hatte sie ihren Sohn Ali wieder bei sich, den sie seit fünf Jahren nicht gesehen hatte. Als wäre er ein anderer Mensch geworden, so kam er ihr vor. In ihrer Erinnerung stand er als Siebenjähriger vor ihr, und jetzt war er so verändert, daß die Mutter den Jungen staunend betrachtete.

Und Ali erzählte seine Erlebnisse. Wenn er von den Ländern sprach, die er durchquert hatte, spannte er seine Arme aus, um der alten Frau, welcher ihr Dorf die Welt war, einen Begriff von der Ausdehnung jener Gebiete zu geben. Dann erzählte er ihr von den Militärtransporten und von den Kämpfen. Die alte Mutter verstand nichts davon, aber sie hörte zu und war zufrieden, seine Stimme zu hören. Und wenn Ali einmal seine Erzählung unterbrach, sei es um sich eine Zigarette zu drehen oder einen Blick auf die Wiesen zu werfen und sich im Zimmer umzuschauen, wo er mit seinem Vater glückliche Tage verlebt hatte, sprach die alte Mutter: „Ali, erzähle weiter.“

Aber auch er hatte mancherlei zu fragen: „Mutter,“ sagte er, „erzähle du auch etwas, erzähle von meinem Vater.“

Da wurde es plötzlich still um die beiden Menschen. Die Alte verbiß einen Schmerz in ihrer Seele und hielt die Tränen zurück. Der Junge senkte den Kopf.

Und die Mutter erzählte leise, wie der Vater beim Pflügen gestürzt war, wie die Söhne des Nachbarn ihn heimgetragen hatten und wie der Sterbende in seinen letzten Augenblicken seines Sohnes gedacht hatte, nach dem er sich in Sehnsucht verzehrt hatte.

Ach, welche Sehnsucht sie nach dem Kinde gehabt hatten!

Und Ali erzählte dann wieder seinerseits. Fünf Stunden lang sprach er von seinen Erlebnissen. Und als er damit zu Ende war, wollte er die Mutter noch etwas fragen, fand aber nicht den Mut dazu. Warum dachte die Mutter nicht selbst daran? Warum erzählte sie nicht ungefragt? Aber die Alte hatte den Blick des Sohnes verstanden und sprach lächelnd: „Emine.“

Da senkte er seinen Blick zu Boden, wie ein verschämtes Kind. Diese kindliche Verlegenheit brachte die beiden einander so nahe, daß die Mutter aufstand und Ali in ihre Arme schloß.

„Ja, Mutter,“ sagte er, „wie steht es mit Emine?“

Da erzählte die Alte von einem Brief, den Emine vor drei Monaten geschrieben hatte.

Emine war eine arme Waise. Sie waren zusammen erzogen worden, und als Ali fünfzehn und Emine zwölf Jahre alt war, hatten die Eltern immer gesagt, sie gehöre ihm. Er liebte das Mädchen und Emine, die wußte, daß sie ihm versprochen war, hing an Ali.

Ali schämte sich vor seiner Mutter: „Das heißt, Emine ist gesund, weiß sie, daß ich gekommen bin?“ Die Mutter

verneinte die Frage. Man hatte dem Mädchen nichts von seiner Ankunft mitgeteilt.

Da wurde es wieder still zwischen den beiden. Die Mutter streichelte die Haare ihres Sohnes, der seinen Kopf auf den Schoß der alten Frau legte. Er dachte an vergangene Zeiten, wie er und Emine da draußen auf diesen Feldern gespielt hatten.

Ali war nicht militärpflichtig gewesen und damals freiwillig in das Heer eingetreten. Emine's Augen verrieten bei dieser Nachricht Freudenzeichen versteckter Gedanken, und als Ali sie fragte: „Emine, in dir geht etwas vor, was ich nicht verstehen kann. Was fehlt dir?“ sprach sie nichts und lief weg. Einmal hatte es den Anschein, als wollte Emine etwas sagen; sie fand jedoch nicht den Mut dazu. Schließlich aber erklärte sie, daß auch sie wegreisen werde.

„Wohin willst du reisen?“ fragte Ali. Ja, sie wollte nach Konstantinopel gehen und dort so lange als Dienstmädchen bleiben, bis Ali wieder zurückkäme. Sie konnte dabei auch etwas Geld verdienen.

Ali war damit einverstanden. Und als am darauffolgenden Morgen die neu eingezogenen Jungmannschaften mit Trommeln und Pfeifen das Dorf verließen, ging Ali zu Emine und sagte: „In der Hauptstadt sollst du mich aber nicht vergessen.“

Jenen Augenblick sah Ali jetzt wieder vor sich und wagte nochmal die Frage, ob Emine von seiner Ankunft unterrichtet sei.

Die Mutter antwortete ihm: schreibe ihr, daß sie Kommen soll. Dann könnt ihr heiraten.

Ali versank in tiefes Nachdenken. Seine Absichten wollte er der Mutter verbergen. Sie aber verstand seine Sorgen und bestand darauf, daß er sich offen ausspreche.

„Mutter, ich gehe weg, um Emine zu holen.“

Da wurde die alte Frau ganz bleich. Sie wollte sprechen, fand aber keine Worte, ihre Augen öffneten sich groß, und deutlich konnte man ihre Gedanken daraus lesen: Du willst mich verlassen und ich soll in Sehnsucht nach dir sterben wie dein Vater.

„Aber, denke dir, Mutter,“ sagte Ali, „Emine hat jetzt Vermögen: ich aber besitze gar nichts. Was schadet es denn, wenn ich auch nach Konstantinopel gehe. Dort kann ich etwas verdienen, um mir einen Wagen zu kaufen.“ Und er malte der Alten das Bild seines Wagens.

Nach einer Woche reiste Ali ab. Die Alte begleitete ihren Sohn bis zum Kreuzweg, zeigte auf einen Felsen beim Leiche und sagte: „Hier am Leiche werde ich jeden Tag bei Sonnenuntergang auf dich warten.“

Eines Morgens wurde Emine Besuch aus ihrem Dorfe gemeldet. Sie war an solche Besuche gewöhnt: drei- bis viermal jährlich kamen Bekannte, die Nachrichten aus dem Dorfe brachten. Trotzdem kam eine Aufregung über das Mädchen. Sie stürzte zur Tür und überrascht begrüßte sie den unerwarteten Besuch, indem sie langsam und erstaunt seinen Namen aussprach.

„A—l—i!“

„Ja, Emine.“

Sie standen einander gegenüber, aber keins von beiden brachte ein Wort hervor. Emine sah einen Mann, den sie als fünfzehnjährigen Knaben gekannt hatte, und Ali sah ein erwachsenes, schön gewordenes Mädchen vor sich. Von oben aber hörte er eine Frauenstimme: „Emine, wer ist dort?“ Sie antwortete: „Ali.“ Da sie aber wußte, daß diese Antwort der Fragenden nicht genügen konnte, lief sie hinauf, um zu erklären, daß Ali, ein Verwandter, gekommen sei. Mehr konnte sie nicht sagen. Da aber im Hause ihre Beziehungen zu Ali bekannt waren, wußte man sofort, um welchen Ali es sich handelte.

Nachdem Emine wieder hinuntergekommen war, begann ein gegenseitiges Fragen. Ali erzählte, daß er schon seit drei Tagen in der Hauptstadt weile, daß er sich aber auf der Reise erkältet habe und deshalb erst jetzt gekommen sei. Und als er mit seinen Erzählungen zu Ende war, fragte sie: „Ali, du bist gekommen, um mich abzuholen?“

Ali lachte, denn er erwartete diese Frage und sprach ihr von seinen Plänen. Emine war nicht einverstanden damit. Wozu sollte Ali in der fremden Stadt arbeiten? Sie hatte ja Geld, um einen Wagen und zwei Pferde zu kaufen!

Aber sie schämte sich, ihm das Geld anzubieten.

Jetzt erst fiel es Emine auf, daß Ali hustete. Er legte jedoch keinen Wert auf diese Erscheinungen und schickte sich zum Fortgehen an, um in der Stadt eine Stelle zu suchen.

Als sie sich voneinander verabschiedeten, nahm er ihre Hand und sagte leise: „Emine.“

Es schien, als sollte sein ganzes Dasein von dieser Hand abhängen, die er auf sein Herz legte. Dann hauchte er den Namen des Mädchens nochmal über seine Lippen.

Eine Woche lang ließ sich Ali nicht blicken. Emine war in Sorge um ihn. Immer dachte sie an ihn. Sie überlegte, was sie ihm zur Hochzeit kaufen sollte, was sie im Dorfe machen würden, wie die Vorhänge sein sollten, die sie für ihr Schlafzimmer kaufen wollte. Sie hatte schon Stoffe für neue Kleider und zwanzig Pfund zusammengelegt, von denen sie einen Wagen kaufen wollte.

Eines Tages schlug der eiserne Klopfer gegen die Haustür. Emine stürzte zur Tür; es war aber nicht Ali, sondern ein Unbekannter, der sie sprechen wollte. Und er sagte ihr, Ali sei krank, sie möchte mit ihm kommen.

Ali lag in einem armseligen Gasthause. Die Fenster waren zerbrochen und das Bett bestand aus einem Strohhaufen. Ali lag wie bewusstlos da und versuchte, sich zu erheben, als er Emines Stimme hörte. Er hustete in einem fort und sah schrecklich bleich aus.

Emine kaufte Wurzeln und Heilkräuter, legte warme Ziegel in sein Bett und kochte ihm eine Suppe. Bei Sonnenuntergang bat Ali das Mädchen, heim zu gehen. Emine bestand darauf, bei ihm zu bleiben, doch Ali drängte. Was würde auch ihre Herrschaft dazu sagen, wenn sie die Nacht über hierbliebe. Da ging sie. Ihre Herrschaft machte ihr Vorwürfe darüber, warum sie keinen Arzt ge-

holt habe, und die ganze Nacht hindurch lagen die Gedanken schwer auf ihrem Gewissen: Warum habe ich keinen Arzt geholt?

Als sie am anderen Tage auf dem Wege zu Ali an einer Apotheke vorbeikam, fragte sie nach der Adresse eines Arztes.

Ali ärgerte sich über Emine. Er brauchte keinen Arzt, meinte er. Dieser stellte eine Erkältung fest. Emine's zwanzig Pfund verminderten sich um eines.

Alis Zustand verschlimmerte sich von Tag zu Tag. Emine brachte immer einen neuen Arzt mit, in der Hoffnung, daß einer ihr das richtige Mittel verschreiben würde. Ihr Geld schrumpfte zusammen. Ali sagte sie freilich, ihre Herrschaft habe die Ärzte geschickt.

Einer der Ärzte sagte ihr, Ali könne hier nicht gesund werden, er müsse in ein Krankenhaus oder in sein Dorf gebracht werden.

Im Krankenhaus genas Ali, aber die Blässe wich nicht von seinem Gesicht. Da nach Emine's Meinung nur eine Heimreise Ali retten konnte, schlug sie ihm vor, mit ihr nach dem Dorf zu fahren. Ali wollte nichts davon wissen. Aber Emine bat und sagte: „Wenn du willst, kommen wir später wieder, aber jetzt wollen wir fort.“ Und sie erzählte von den Erlebnissen ihrer Kinderjahre, vom Sonnenuntergang, von den Feldern und Wiesen.

So schlug denn Ali ein.

Als sie den Dampfer verlassen hatten, wollte Ali den Wagen eines Bekannten abwarten. Mit rührender Stimme

fügte er dann hinzu: „Hätte ich einen eigenen Wagen, würden wir sofort abfahren.“

Am nächsten Morgen hatte Ali Fieber, das mehrere Tage anhielt. An einem Donnerstag wollten sie reisen. Im Wagen war Ali bei bester Laune und mit Sonnenuntergang begann er zu schlafen.

Untermwegs fragte Ali: „Birst du dich verheiraten, wenn ich jetzt sterbe?“ Emine antwortete nicht, sondern legte ihm die Hand auf den Mund. Er wiederholte seine Frage nicht mehr, schloß die Augen und schlief ein.

Als sie in die Nähe des Leiches kamen, sahen sie auf einem Felsen ein altes Weib sitzen, dessen Augen auf den Weg starrten.

Alle Dorfbewohner versammelten sich im Hause Emines. Sie schluchzte und die Alte fragte nach Ali.

Endlich sagte man ihr die traurige Wahrheit. Sie weinte nicht, hörte nur zu. Dann schrie sie unter einem häßlichen Lachen: „Ihr lügt!“

Und von diesem Tage an geht die Alte wieder bei Sonnenuntergang zum Ufer des Leiches und wartet auf die Ankunft Alis mit seinem Wagen.

Im Dienste der Mahalle

Von Halid Sîa

Im ganzen Stadtviertel gibt es niemanden, der nicht Scherife, die Tochter des Hodscha ‚Dogru Basmaz‘ Salim, verlangt, der im Erdgeschosse eines kleinen Hauses

das Geschäft eines Athars*) betrieb. In jedem Augenblick kommt jemand in den Laden mit den Worten: „Scherife Hanum soll zu uns kommen!“ Dogru Basmaz war schon seit Scherifes Geburt daran gewöhnt. Das ewige Lied, das jeden Tag sich einige Male wiederholte, war für ihn nichts anderes, als wenn man zu ihm sagte: „Für zehn Para Ingwer!“ oder: „Zwei Muskatnüsse!“

Seit achtzehn Jahren ging das nun schon so.

Den Leuten der Mahalle, des Viertels, die ihm zweifellos, ohne daß er es verdiente, den bedeutungsvollen Namen ‚Dogru Basmaz‘ (Schieftreter) gegeben hatten, hatte er in seinem Herzen längst verziehen, und wie er, um jeden zufrieden zu stellen, die zehn Para Ingwer und die zwei Muskatnüsse sorgfältig in ein Stück aus einem Schulheft gerissenes Papier wickelte und es freundlich überreichte, so pflegte er ebenso, wenn Scherife bestellt wurde, mit zuvorkommender Liebenswürdigkeit zu antworten: „Gut! Ich will es ihr sagen. Sie soll kommen!“

Selbst diese so weit getriebene Zuvorkommenheit und dieser Dienstfeifer hat ihn jedoch nicht vor seinem Beinamen ‚Dogru Basmaz‘ retten können, der ihm von irgendeiner alten Frau auf Grund eines körperlichen Fehlers gegeben worden war. Sein linker Fuß war in der That ein wenig nach innen gebogen, und es hatte anscheinend sein Gebrechen bei den Leuten den Glauben hervorgerufen, daß es auch in der Seele des Hodscha eine solche Verkrüppelung gäbe. So hatte selbst bei einem Geschäft, wo es sich

*) Spezierer.

um zehn Para handelte, jedermann die Überzeugung, daß Hodscha Salim um acht Para betrogen habe. Wenn die Diener des Stadtviertels mit ihren Einkäufen zu ihren Hanums zurückkehrten, so hielten sie es für ein Gebot der Vorsicht zu sagen: „Ich habe es bei dem ‚Schieftreter‘ gekauft. Zähle es lieber noch einmal nach!“ und alle Hanums sagten, ohne daß sie es für nötig hielten, wirklich nachzurechnen: „Ach, dann ist ganz gewiß ein Betrug dabei!“

Hodscha Salim wußte das. Obwohl nur hinter seinem Rücken geflüstert wurde, kam ihm doch das Gerücht von seinem schlechten Rufe zu Ohren, und so oft sich Kinder oder Frauen in seinem Laden zeigten, bemühte er sich, seinen guten Namen wiederherzustellen, indem er zu beweisen suchte, daß sein Gewissen und seine Rechnung rein waren. Dann sagte er gewöhnlich: „Hier, siehst du? Da habe ich auf die Waagschale zwölffeinhalb Dram gelegt. Wenn es fünfundzwanzig Dram wären, würde es drei Piaster machen. Also macht die Hälfte sechzig Para — verstehst du! Was hast du mir nun gegeben? Ist das nicht ein Hundertparastück? Also muß ich dir vierzig Para zurückgeben! . . . Was behalte ich jetzt: Sechzig Para. Hast du die Rechnung begriffen? So sollst du alles der Hanum wieder vorrechnen.“

Um diese einfachen Rechnungen dem Verstande unerfahrener Negermädchen oder dummer Lehrburschen einzuprägen, die ihn mit offenen Müulern anstarrten, mühte er sich im Schweiß seines Angesichts ab. Aber trotzdem

bleibt er in alle Ewigkeit der Schiefstreter Hodscha Salim, und, wenn die Hanums im Viertel ihren Kindern Geld geben, daß sie sich Zucker kaufen, halten sie für nötig, sie zu warnen: „Wenn du bei dem Schiefstreter kaufst, sieh dich vor, mein Kind!“

Nachdem man nun einmal darüber einig war, daß Hodscha Salim betrog, war es bis zu der Vermutung, er sei Besitzer verborgener Schätze, und von dieser Vermutung bis zur Gewißheit darüber, daß dem so war, nur ein kleiner Schritt.

Und diesen Schritt taten alle Leute in der Mahalle mit einer seltenen Übereinstimmung, als hätten sie sich, vom Gesellen des Wollschlägers an bis zu Kiaschif Effendi, dem Eigentümer des großen gelben Konaks, dem angesehenen früheren Regierungsekretär, dahin verabredet.

Für alle Leute war Dogru Basmaz ein Mann von mindestens fünfhundert türkischen Pfund.

„Der geizige Kerl!“ so ging das Lied in der Mahalle tagaus, tagein, „er kauft seiner Tochter nicht einmal ein paar kattunene Hausröcke!“

Als Scherife noch gar nicht auf die Welt gekommen war, hatten die Leute das Lied des Mitleids mit dem stets gleichen Rehrreim gesungen, wenn sie die Mutter des Kindes in alten, zusammengeflackten Kleidern gehen sahen. Als dann später Scherife, die von der ganzen Mahalle noch viel mehr als die Mutter bedauert werden sollte, geboren wurde, wechselten die Leute nur den Gegenstand ihres Mitleids. Man ließ sich von dem Mündchen des

Kindes rühren, das so niedlich und rund wie ein Ring war. „Armes Ding!“ sagte man, „ihr Vater hat es für überflüssig gehalten, ein goldenes Amulett um ihr Hälschen zu hängen . . .“

Es war wirklich ein seltsames Geschick, das dem Kinde bevorstand.

Scherife lag noch in den Windeln, da fing man schon an, sie holen zu lassen. Wenn eine stillende Mutter zum Beispiel ihr Kind zu Hause lassen und einen Besuch oder Spaziergang machen wollte, ließ man sogleich im Laden des Athars sagen, die Mutter Scherifes möchte doch nach dem Kinde schauen und es pflegen, bis seine Mutter zurückkomme. Dann stopfte man die kleine Scherife mit Brei oder mit Zwieback voll und sie mußte zusehen, wie man ein fremdes Kind in den Schoß ihrer eigenen Mutter legte.

Später als Scherife heranwuchs, gewann sie noch eine ganz andere Bedeutung und einen viel höheren Wert für die Mahalle. Jetzt wurde sie zum Spielzeug des ganzen Viertels. Um Kinder zu unterhalten, die sich langweilten, ließ man einfach Scherife kommen. Man schickte jemanden mit der Bestellung in den Laden: „Scherife wird dort oder dort verlangt. Sie soll mit der kleinen Hanum spielen.“ Wenn es im Viertel ein Kind gab, das krank war, und für einige Zeit das Zimmer zu hüten hatte, so ließ eine von den Nachbarinnen, welche der Mutter des Kindes gefällig sein wollte, die kleine Scherife kommen. „Sei nicht traurig, mein Kind,“ hieß es dann, „du wirst nicht

allein bleiben, Scherife wird kommen. Sie wird dich unterhalten!“ Darum wurde das Lächterchen des Athars zu einem wahren Kleinod für die Mütter im Viertel, ein Kleinod, um das man sich förmlich stritt und auf das man stolz war, wenn man es erobert hatte. Aber wenn man sich dann getrieben fühlte, die Kleine für ihre Dienste zu belohnen, stand immer ein Gedanke im Wege: „Was tut denn ihr Vater? So viel Geld hat er zusammengerafft, aber an das Kind denkt er nicht. Da muß man ihn nicht noch in seiner Gleichgültigkeit bestärken!“

Ab und zu schenkte man dem Kinde ein Paar Halbstiefelchen, die schon an den Spitzen durchlöchert waren, Entaris (Hausröcke), die schon so oft gewaschen worden waren, daß sie gar keine Farbe mehr hatten, Spielsachen, die zerbrochen waren und die man schon in die Kumpelkammer geworfen hatte. Das waren alles Dinge, die man gern los sein wollte. Aber, selbst wenn man ihr diesen Plunder überreichte, begleitete man die Gabe mit der stets wiederkehrenden Bemerkung: „Sage deinem Vater, von dem Gelde, das er zusammengeschart hat, soll er dir auch etwas kaufen!“ und um den Eindruck, den diese Geschenke auf die Beschenkte gemacht hatten, recht auszunützen, fügte man hinzu: „Scherife, nicht wahr? Morgen kommst du wieder zu uns! Schau, unser Kind langweilt sich, wenn es allein ist.“

Und Scherife machte sich nichts aus den Schlägen, die sie von den ungezogenen Kindern, die sie hatte bei guter Laune erhalten sollen, bekommen hatte und ging am näch-

sten Tage wieder hin. Um sich von der Dankspflicht für das Geschenk eines alten Strumpfes zu befreien, ertrug sie still die Bosheit und den herzlosen Mutwillen der reichen Kinder . . .

Sie wuchs heran mit der stillen Entsagung eines Geschöpfes, das seit seiner Geburt dazu bestimmt ist, sich für andere zu opfern. Täglich ging sie dorthin, wohin man sie bestellte. Wenn man ihre Anwesenheit wünschte, so erschien sie mit der Demut eines unglücklichen Wesens, von dem man Besitz ergreift. Stumm verbeugte sie sich, als wollte sie sagen: „Hier bin ich! Nehmt mich hin!“ Weder Vater, noch Mutter hatten dagegen etwas einzuwenden. Sie fühlten einfach nicht, was für eine erniedrigende Aufgabe ihrem Kinde in der Mahalle zugefallen war. Im Gegenteil, ihr Herz schwoh von törichtem Stolge, wenn sie sich vorredeten, ihre Scherife spiele ja mit den Kindern guter Familien, die ganze Mahalle habe Scherife gern . . .

Eines Tages aber geschah etwas, wodurch der Leibeigenschaft Scherifes fast ein Ende bereitet worden wäre. Leute kamen und brachten das Kind, das sie am Arme gepackt hielten, und das weinte und schrie. „Aman, aman! O jeh, o jeh,“ sagte man, „was für ein ungezogenes Kind ist sie! Nichts hat sie ungetan gelassen!“ Scherifes Gesicht und Augen waren zerkratzt und verweint. Als es seinen Vater sah, brachte das Kind in höchster Aufregung und unter krampfhaftem Weinen hervor: „Babam, mein Vater! Schadie Hanum hat mir eine Kage

ins Gesicht geworfen, und ich habe Angst gekriegt und geweint. Ihre Mutter hat mich geschlagen — und dann haben sie mich aus dem Hause gejagt. Ich gehe nicht wieder in das rote Haus!“ Sie zeigte hinüber zu dem rotangestrichenen Hause, wo Schadie Hanum wohnte . . .

Hodscha Salim sagte kein Wort. Am nächsten Morgen nahm er das Kind mit in seinen Laden und zum ersten Male gab er dem Diener, der gekommen war, um Scherife zu holen, die Antwort: „Scherife wird nirgends mehr hingehen. Jetzt soll sie Schreiben und Lesen lernen. Sie soll im Laden bleiben.“ Und Hodscha Salim fing an, sein Kind im Abc zu unterrichten.

Jeden Morgen nun konnten die, welche vor dem Laden vorübergingen, ihn auf dem Divan sitzen und ihm gegenüber Scherife auf den Boden kauern sehen. In seinen Händen hielt er das Abcbuch und unter den grinsenden Blicken der im Schaufenster hängenden Karagös und Hadschivats sah man ihn und das Mädchen die Köpfe zusammenstecken. Das dauerte stundenlang mit Unterbrechungen, die durch die Besuche der Kunden veranlaßt wurden, die bald eine Pfeife oder Zucker oder zwei Blätter Papier verlangten. Es sah ganz so aus, als hätte Salim Hodscha beschlossen, sein Löchterchen nicht mehr von seiner Seite zu lassen.

Zwei ganze Monate lang blieben die Kinder der Reichen in der Mahalle Scherifes, ihres lebendigen Spielzeuges, beraubt. Aber das ging gerade nur zwei Monate lang.

Eines Tages kam Mükerrrem Effendi, einer von den

reichen Leuten des Viertels, ein angesehener „Zaglıkschi“ (Wollwarenhändler) in den Laden. Er war der Vater eben jener Schadie, die zu Hodscha Salims letzten Entschlusse Veranlassung gegeben hatte. Seinen Besuch hielt der Dogru Basmaz für eine außerordentliche Ehre. Er wußte gar nicht, wie er ihn empfangen, und was für einen Ehrensiğ er dem Gast anbieten sollte.

Nachdem Mükkerem Effendi einige Zeitlang von allem Möglichen und Unmöglichen gesprochen hatte, kam er mit dem eigentlichen Zwecke seines Besuches heraus. Scherife, so sagte er, hätte schon mit Lernen angefangen. Für ihr Alter wäre das sehr viel. Allah möge seinen Segen dazu geben. Er hätte auch daran gedacht, seine Schadie in die Schule zu senden. Aber bis jetzt habe er noch nicht gewagt, diese Absicht auszuführen. Darum wollte er jetzt fragen, ob er sie des Morgens hierher senden könne, damit sie zusammen mit Scherife lerne. Als Entschädigung für ihre Mühe werde er für sie einen Dienst in seinem Hause finden und dazu ihr noch jeden Monat einen Medschidie schenken.

Vom nächsten Tage ab sahen die Leute, die an Hodscha Salims Laden vorübergingen, zum ersten Male zwei Kinder. Am Tage darauf steckte aber der Hodscha, der in der Koranschule des Viertels unterrichtete, seinen Kopf durch die Tür des Ladens und er rief ironisch: „Aferin! Bravo, Salim Hodscha! Mit der Zeit wirst du noch aus einem Athar ein Schulmeister. Aber, lieber Freund, bei der Schulmeisterei darfst du nicht schief treten!“

Salim konnte auf diese unanfechtbare Kritik nicht antworten.

Jedoch die Worte des Imam lagen ihm im Magen und wurmten ihn. Darum beeilte er sich an dem Tage, seine Lektion so bald wie möglich zu schließen. „Haidi! Töchterchen!“ rief er. „geh nun mit der Schadie und spielt!“ Die Warnung, die er erhalten hatte, ging ihm sehr nahe. Er sah ein, daß er zur Schulmeisterei eigentlich doch keine Gabe hatte.

Schließlich ließ ihm sein Gewissen keine Ruhe. Er sprach des Abends in dem roten Hause vor und entschuldigte sich bei Müllerem Effendi, daß er den Unterricht nicht wieder fortsetzen könne. Der Vater Schadies machte ihm einen anderen Vorschlag. Er bat ihn um die Erlaubnis, Scherife zusammen mit Schadie in die Schule zu senden. Die Mädchen könnten des Morgens zusammen gehen und des Abends zurückkehren. Hodscha Salim nahm den Vorschlag an, und Scherife wurde zusammen mit Schadie in die Schule gegeben. Des Morgens verließ sie das väterliche Haus und eilte spornstreichs zu dem roten Hause, wo sie oft Schadie aus dem Schlafe zu wecken hatte. Sie führte sie dann mit dem Ernst und der Würde eines Kleinen „Kala“ in die Schule. Bald darauf wurde ihr die Stelle einer „Kalfa“ bei ihrer Kleinen Kameradin förmlich übertragen.

Kaum hatte sich aber das Gerücht von den Kalfadiensten Scherifes in der Mahalle verbreitet, als alle Hanums, vom Meide angesteckt, an den Hodscha der Schule Bot-

schaft sandten und ihm sagen ließen, er solle Scherife auch bei ihren Kindern Kalfabienste leisten lassen. Infolgedessen wuchs Scherifes Ansehen. An die Schadie schlossen sich alle die Behbies, Muhibes, Resmies und wie sie alle sonst hießen. Und so wurde Scherife schließlich zur Kalfa, zur Dienerin für alle Mädchen der Mahalle.

Das ging so lange Jahre hindurch. Scherife bediente demütig die reicheren Mädchen des Viertels und ihre schwache Brust erschöpfte sich dabei. Vom Morgen bis zum Abend war sie in ununterbrochener Bewegung. Mit unverdrossenem Eifer brachte sie der Hälfte der Schulmädchen ihre Lektionen bei.

Als nun für das junge Mädchen die Zeit gekommen war, wo sie den Schleier anzulegen hatte und dem Leben in der Schule ein Ende gemacht wurde, kamen Bestellungen anderer Natur in den Laden. Wenn es im Viertel Vorbereitungen für das Bairamfest oder für eine Hochzeit gab, wenn Kleider zuzuschneiden oder zu nähen waren, sogleich dachte man an die Scherife des Dogru Basmaz. Eine der Frauen im Hause warf schnell den Feldirme über oder ein Tuch über den Kopf und huschte in den Laden des Athars. „Die Hanum läßt grüßen!“ hieß es dann, „Scherife Hanum soll morgen früh zu uns kommen. . .“

Wie sie dazu gekommen war, ließ sich schwer sagen. Aber es war eine Tatsache. Sie galt als das Mädchen, das in der ganzen Mahalle am besten zuschneiden und am besten nähen konnte, der die Arbeit am leichtesten von der Hand ging. Überall in der Mahalle war die Aus-

steuer der Bräute meistens ein Werk von Scherifes fleißigen Händen. Überall lief sie hin, überall kam sie zur Aus-
hilfe, jedermann stellte sie zufrieden. Wenn sie dann mit
ihrer Arbeit fertig war, klopfte man sie auf den Rücken
und sagte: „Was für ein braves Mädchen! Segen über
dich!“ Bei diesen Gelegenheiten entstand dann aber die
Überzeugung, die durch Scherifes Uneigennützigkeit hervor-
gerufen wurde, daß Dogru Basmaz ein Mann von min-
destens fünfhundert Pfund sein mußte . . .

Allmählich wurde aber auch sie von der Überzeugung
der anderen angesteckt. Auch sie begann ihren Vater für
den Besitzer eines verborgenen Schatzes zu halten.

Während sie nun den Leuten, die ihre Dienste scham-
los ausnützten, nicht böse sein konnte, fühlte sie gegen
den Vater einen heimlichen Groll, weil er sie trotz
seines vermeintlichen Reichtums an allem und jedem
Mangel leiden ließ. Wenn sie an den Vorbereitungen für
eine Hochzeit helfend teilgenommen und an prächtigem
Weißzeug genäht hatte, das mit Spitzen und Bändern besetzt
war, an gestickten Decken, Kissen und Bogtschas, dann
schmolte sie, wenn sie nach Hause kam, mit ihrer Mutter
und mehr noch mit ihrem Vater und zog sich unter allen
möglichen Vorwänden in eine finstere Ecke zurück, wo sie
endlos weinte. Am nächsten Morgen stand sie früh auf.
Sie fühlte eine wahre Leidenschaft und ein unbezähmbares
Verlangen, schnell wieder hinzugehen und die Sachen, die
ihr nicht gehörten, die für sie nicht existierten, zu berühren,
an ihnen zu arbeiten. Eiligst kehrte sie aus dem Elend

des Vaterhauses an ihre Arbeit zurück. Dort waren alle Insassen des Hauses so gut gekleidet. Während sie sich mit den Kattun- und Piquestoffen kleidete, die sie bei den Händlern von Schehsadehbaschi kaufte, empfand sie den geputzten Damen gegenüber ein demütigendes Gefühl.

Es entstand daraus bei ihr eine Gleichgültigkeit gegen sich selbst. Sie vernachlässigte sich. Sie hielt es nicht für nötig, die gewöhnlichen Kleider, die sie zu tragen hatte, ein wenig gefällig zu machen. Unwillkürlich machte sie für sich selbst keinen Gebrauch von dem feinen Geschmack, der sich bei ihr am Luxus der andern entwickelt hatte. Allmählich griff ein leidenschaftliches Gefühl der Entsagung, das ihre ganze Seele füllte, bei ihr Platz. Dann kam ein Auftrag. Sie sollte mit der jungen Frau, der „Kleinen“ Hanum eines Hauses auf den Basar gehen. Scherife folgte ohne Zögern.

Sie zog den abgetragenen Überwurf an, den sie schon seit Jahren trug, und folgte der Kleinen Hanum in den Basar. Trotz aller dieser Opfer, die sie brachte, hatte sie keinen anderen Lohn davon, als daß man sie auf den Rücken klopfte und sagte: „Eksil olma, kysym!“ „Laß es dir gut gehen, mein Mädchen!“ Bei diesen Dankesworten blieb es dann.

Eines Tages kam der Besitzer des gelben Konaks, Kjaschif Effendi, in den Laden des Athars . . . Hodscha Salim geriet wieder ganz außer Fassung. Zweimal in seinem Leben war ihm große Ehre widerfahren. Zuerst zehn Jahre früher durch den Besuch des Müllererem Effendi und heute

durch das Erscheinen Njaschifs. Mit seiner im ganzen Viertel bekannten fabelhaften Beredsamkeit setzte der Effendi dem Hodscha den Zweck seines Besuches auseinander. Jetzt sei der Augenblick gekommen, um aus Scherife eine Braut zu machen. Wenn jemand seine Tochter mit Mühe aufgezogen habe, müsse er auch wünschen, sie an den Mann zu bringen. Zweifellos habe auch Hodscha Salim daran gedacht. Aber bei solchen Gelegenheiten müßten sich die Nachbarn einander unter die Arme greifen. Nun sei er heute abend im Gespräch mit seinen Kindern auf folgenden Gedanken gekommen: Ein Kollege von ihm habe ihm mitgeteilt, daß jemand für seinen Sohn eine ordentliche Frau suche. Der junge Mann sei in der Stadtverwaltung mit einhundertachtzig Piastern angestellt und habe eine glänzende Zukunft. Nach dieser Einleitung führte Njaschif Effendi alle Waffen seiner Beredsamkeit ins Gefecht und nach einer Stunde war durch die wiederholten Angriffe Hodscha Salims Verteidigungskraft merklich erschüttert worden. Beim Abschied sagte Njaschif Effendi: „Ich habe gar keinen Zweifel daran, daß Ihr Euere Vaterpflichten jetzt endlich erfüllen werdet.“ Dieses Wort „jetzt endlich“ ging Salim Hodscha nicht aus dem Kopf. Am Abend jenes Tages sahen Scherife und ihre Mutter den Hodscha Salim in tiefes Nachdenken versunken. Der alte Mann schaute lange auf seine Tochter. Seine Lippen bewegten sich, als wollte er etwas sagen. Aber er brachte keine Silbe hervor. Er faßte wie ein Kind seinen Kopf mit beiden Händen und weinte unter lautem Schluchzen.

Da nun einmal die Mahalle Beschluß gefaßt hatte, kamen Ratgeberinnen in Menge zu Scherife und Prediger zu Salim Hodscha. Ununterbrochen ließ man Scherife rufen. In unendlich langen Reden wurde ihre Rat erteilt. Neugierige Fragen wurden gestellt, wie die, was denn der Hodscha für sie tun werde und wo er sein Geld versteckt habe. Die Männer aus dem Viertel bedeuteten dem Hodscha, er müsse nun doch endlich einmal mit seinem versteckten Gelde herausrücken.

Salim fragte eines Abends seine Frau: „Wie viele Pfund werden für die Geschichte ausreichen?“ Da wurde Scherife zornig und ihre Mutter schmolte und antwortete nicht. Noch einmal fragte Salim Hodscha, ohne seine Geduld zu verlieren: „Werden dreißig genug sein? Gegen dreißig,“ fügte er hinzu, „ist doch nichts zu sagen. Dazu wird man dir noch fünfzehn Pfund als Morgengabe dazu geben.“

Am nächsten Tage blieb zur allgemeinen Verwunderung Salim Hodschas Bude geschlossen. Man fragte vergebens nach dem Grunde. Niemand wußte sich das zu erklären. Den folgenden Tag hielt Hodscha Salim seinen Laden sogar nur zwei Stunden lang auf und vermied es, denen, die ihn nach dem Grunde seiner Abwesenheit tags zuvor fragten, eine klare Antwort zu geben. Am dritten Tage schloß er seine Bude gleich nach Mittag. Jetzt erfuhr man endlich den Grund. Abends kam er nämlich nach Hause, zog seine „Dschübbe“, den langen, schwarzen Rock, aus und nahm aus seinem Busen eine Börse hervor,

die er vor Scherife hinwarf. Er wartete nicht erst, bis man Fragen an ihn stellte. „Ich habe eine Hypothek auf das Haus aufgenommen!“ sagte er trocken.

Raum verbreitete sich die Nachricht davon in der Mahalle, als es wie aus einem Munde hervorkam: „Dieser listige Bursche! Dieser verschmißte Dogru Basmas! Was für einen ausgezeichneten Weg er gefunden hat, um seiner Tochter keine Mitgift zu geben!“

Scherife durfte jetzt zum ersten Male für sich selbst zum Basar gehen, zum ersten Male für sich selbst nähen. Wenn jetzt Hodscha Salim über seinem Laden das ununterbrochene Geräusch der auf Borg angeschafften Nähmaschine hörte, geriet er in endloses Nachdenken. Dann verstand er alle Wünsche des Kunden falsch und gab wohl Zimt anstatt des Ingwer. Am Abend floh er vor dem Geräusch der Nähmaschine aus dem Hause und suchte im Kaffeehause des Viertels eine Zuflucht. Dort schaute er diejenigen mit finsternen Blicken an, die zu ihm mit bedeutungsvollem Lächeln sagten: „Hodscha Salim, möge Gott Euch segnen!“ und mit ihm gern ein Gespräch anfangen wollten.

Eines Morgens hörte er, alles sei bereit und die Zeit gekommen, um das Brautgemach zu möblieren. Er machte ein verdutztes Gesicht: „Das Brautgemach . . . Was sollte denn das heißen?“ Dann setzte man ihm auseinander, es gehöre dazu ein Spiegel, eine Kommode, ein Divan, ein Vorhang, ein Teppich, ein Leuchter und eine Uhr und noch ein Haufen anderer Dinge. Ohne zu antworten,

ging Hodscha Salim in den Laden hinab, und als man am Abend wieder das Gespräch auf das Brautgemach bringen wollte, zog er sich stumm in das Kaffeehaus des Viertels zurück . . .

Er verstummte jetzt vollständig. Er wagte es kaum, seiner Frau und Tochter ins Gesicht zu schauen und vermied es, mit ihnen allein zu sein. Dadurch verzögerte sich natürlich die Hochzeit. Der Schwiegersohn verlor die Geduld, und die Leute in der Mahalle sahen Hodscha Salim mit unverhohlener Feindschaft und sogar Abscheu an.

Eines Tages teilte ihm seine Frau mit, die Nachbarn würden das Brautgemach ausstatten. „Wir brauchen dein Geld nicht mehr!“ sagte sie rauh. Und Hodscha Salim sah an demselben Tage vor seinem Laden einen Spiegel, eine Kommode, zwei Fauteuils und sechs Stühle, sowie andere Möbel vorbeitragen und die Decke über seinem Kopfe knarrte vom Morgen bis zum Abend mit ununterbrochenem Seufzen. Am Tage der Hochzeit zog man Scherife ein Brautkleid aus rotem Samt mit Goldstickerei an. Man setzte ihr eine Brautkrone auf, die man irgendwo geliehen hatte, und Scherife wurde verheiratet in geliehnem Brautkleide und inmitten der von den Nachbarn zusammengeborgten Gegenstände. Die Sachen wurden natürlich alle wieder abgeholt. Des Hodschas Schwiegersohn ließ sich dadurch aber sein eheliches Glück nicht stören. „Er hat recht,“ sagte er von seinem Schwiegervater, „wäre er nicht so geizig gewesen, würde er nicht so viel zusammengebracht haben!“

Jetzt sammelte aber Hodscha Salim wirklich Geld. Jeden Abend nahm er das Geld, das er in eine Joghurtschüssel geworfen, blinzelte es an und machte in seinem Geiste die Rechnung. Er tröstete sich mit der Hoffnung, daß er seine Schulden in zweiunddreißig Monaten abgetragen haben würde.

Scherife ist aber noch wie vor von der Mahalle abhängig. Sie ist denen gegenüber verpflichtet, die ihr für ihre Hochzeit die Möbel und Gegenstände geliehen haben. So läßt man sie wie früher kommen, für Näharbeit, für eine Entbindung, für irgendein Familienergebnis oder häusliche Feste.

Lebensmüde

Von Halld Sia

Seit Jahr und Tag nahm er nun Morgen für Morgen seine mit Briefen gefüllte Tasche und machte sich zur Verteilung auf den Weg. —

Ach, er hatte das Umherlaufen so satt und war es überdrüssig, tagaus tagein seine ermüdeten Füße über das Straßenpflaster schleppen zu müssen. Ja wirklich, es erfüllte ihn geradezu mit Abscheu, die Papierfetzen, welche von allen Enden der Welt kamen, von Straße zu Straße tragen und Tür für Tür verteilen zu müssen.

War es nicht entsetzlich, dazu verurteilt zu sein, im Sommer in der sengenden Sonnenglut, im Winter vom strömenden Regen durchweicht mit seinen schmerzenden

Füßen auf den lehmigen Wegen einherzustapfen, bloß um an tausend Orten Berichterstatter über Dinge zu sein, die ihn persönlich nicht das mindeste angingen, ja, die er auch nicht im geringsten verstand.

Jahre kamen und Jahre gingen, grau in grau, unterschiedslos reihte sich eines an das andere, wie eine mitleidslose Kette fesselten sie seine Lebenskraft, ihn langsam zermürbend und nach und nach zugrunde richtend. — Wehrlos und machtlos stand er diesem eintönigen und sinnlosen Dasein gegenüber; auf jede Nacht, die ihm keine Erholung für seinen ermatteten Körper brachte, folgte ein trauriges Erwachen; die aufgehende Sonne, welche Mensch und Tier mit neuen Hoffnungen belebt, schien ihm nur immer zuzurufen: „Du bist ein Briefträger und wirst auch immer und ewig nur ein Briefträger sein.“ —

Warum war es gerade sein Schicksal, unablässig diese endlosen Straßen entlang laufen zu müssen, unablässig, bis der müde Kopf schmerzte, nach den Hausnummern zu starren und bei allen möglichen Krämern umherzustragen, bloß um endlich eine Adresse herauszufinden? — — —

Dumpfes Brüten, stumme Resignation. — — — Da kam ein Tag, wo ihn auf seinen Wegen ein plötzlich heraufziehendes Unwetter überraschte; erbarmungslos strömender Regen durchnäßte seine Kleider bis auf die Haut und durchweichte seine zerrissenen Stiefeln und Strümpfe. —

Er war erschöpft, innerlich erschöpft bis aufs Letzte; nicht durch die äußeren Unannehmlichkeiten des Unwetters, ihrer achtete er kaum, er wußte nichts von dem strömen-

den Regen, der ihm das Gesicht peitschte, er fühlte die Nässe, die ihm durch alle Poren in den Körper drang, so wenig, daß es ihm gar nicht einfiel, Schutz zu suchen. Was war das alles gegen die Tiefe seiner seelischen Vereinsamung, die er bis jetzt nur dumpf empfunden und der er sich nun in vollem Umfang blüßartig bewußt wurde?

Er ließ sich vor einem Laden unter einem Dachvorsprung nieder und starrte auf das, was sich vor seinen Augen abspielte.

Der strömende Regen hatte die breite lehmige Straße, auf der eine dicke Schicht schwärzlichen Staubes lagerte, aufgeweicht; große Wassermassen, einem höllischen Ströme gleich, wälzten sich den Weg entlang.

Allerhand Leute kamen vorüber; da waren solche zu Fuß, aber in festen Stiefeln und von Regenschirmen sorgfältig geschützt, und andere zu Wagen, deren Räder tiefe Furchen in dem lehmigen Boden hinterließen. All diesen Leuten konnte der Regen nichts anhaben! Ja, ja — diese da unter den Schirmen und die andern in den Wagen, das sind die, deren Briefe seine Tasche täglich füllten. — Was bedeutete er unter diesen Menschen und in diesem Leben? — War er wirklich dazu auf die Welt gekommen, um die Briefe dieser Leute auszutragen? — Er wandte seine Blicke von der Straße ab und auf seine abgetragenen Kleider. Aus allen Falten tropfte das Wasser, und der Regen, den die zerrissenen Stiefeln aufgesogen, lief bei jeder Bewegung als kleine Bächlein aus den Löchern wieder heraus, gleichsam, als wenn die Füße über ihre Not weinten. —

Ach, diese Briefe! — Nachrichten, die von andern kommen und zu andern gehen! — Er hatte keine innere Beziehung zu diesen Briefen, er selbst hatte noch niemals in seinem Leben einen Brief bekommen und würde auch niemals einen erhalten, weil er niemanden in der Welt besaß, der ihm hätte schreiben können.

Seufzend öffnete und schloß er die Tasche; wie oft in all den Jahren, wenn er sie mit Briefen für die andern füllte, hatte er gewünscht, nur ein einzigesmal möchte ein für ihn bestimmtes Stück Papier darunter sein! Welchen Trost würde das in sein einsames Leben gebracht haben.

Immer und immer hatte er sich nur mit den Briefen der andern zu beschäftigen und traurig, sehnlich hatten sie seine Gedanken umkreist; er kannte die Leute, zu denen er die Briefe trug. Da war z. B. eine alte Frau, welche in einer stillen Straße wohnte, sie stand immer am Fenster und wartete auf ihn in der Hoffnung, einen Brief von ihrem Sohn zu erhalten; — und er kannte einen Studenten der Medizin, welcher drei bis vier Briefe jede Woche erhielt und jedesmal mit zitternden Händen den rosenfarbenen Umschlag öffnete.

Im Laufe der Jahre hatte er auch nach und nach die Fähigkeit erlangt, aus den Schriftzügen der Adresse, aus der Form der Umschläge, aus dem Geruch, der dem Papier entströmte, den Inhalt der Briefe zu erraten. Sowohl, er unterschied sehr wohl den Briefwechsel zwischen Eltern und Kindern, zwischen Ehegatten und zwischen Liebespaaren! Und nicht nur, daß er diese Briefe erkannte und

voneinander zu unterscheiden wußte, er bekam sogar ein gewisses Verständnis für die Schreiber, für diese Leute, die so ganz außerhalb seiner Lebenssphäre waren, die in Wagen fuhren und unter Regenschirmen gingen.

Immer hatte er sich unglücklich und ausgestoßen gefühlt, weil er an alledem nicht teilhaben konnte, aber die volle Erkenntnis von der Hoffnungslosigkeit seiner Lage kam erst in diesem Moment über ihn, wo der strömende Regen von seinem Fes über sein Gesicht rann.

Nur einmal sich befreien, nur einmal die an dicken Riemen über seine Schulter hängende Tasche herunterreißen und herumtrampeln auf diesen Briefen, die ihn nichts angingen! Und dann Ruhe suchen von diesem sinnlosen, ruhelosen Leben; sich hinwerfen auf die lehmige, aufgeweichte Straße und von den darüber rollenden Wagen ihr gleichgemacht werden . . . Nur Ruhe, Ruhe!

Die Sterne

Von Alt Dey

Es wird erzählt:

Einmal beschloß Jupiter, die Menschen glücklich zu machen und rief seine Ratgeber, den Neptun, den Gott des Meeres, und Pluto, den Gott der Unterwelt, zu sich. Diese lächelten über das Vorhaben ihres Herrn und flüsternten sich zu: „Was für törichte Gedanken!“

Nun suchte Jupiter nach Mitteln und Wegen, um seinen Plan ausführen zu können. Nach kurzem Nachdenken hob er den Kopf und rief: „Ich hab's gefunden.“ Und sofort ließ er die Wandelsterne zu sich kommen.

Als die Menschen unten auf der Erde sahen, daß sich die Wandelsterne an einem Punkt des Himmels sammelten, wunderten sie sich darüber. Die Astronomen holten die Fernrohre hervor, stellten sie ein und sprachen von einer Revolution in der Welt der Gestirne.

Jupiter aber befahl den Sternen, sie sollten sich für eine Reise nach der Welt hinunter vorbereiten, verständigte sie von seinem Plan, die Menschen glücklich zu machen, und fügte hinzu: „Wenn ich ihnen aber das Glück nur so schenke, so werden sie es nicht zu schätzen wissen. Darum sollt ihr den Menschen das Glück verkaufen...“

Nun mußten sich die Sterne, einer hinter dem andern, vor ihm aufstellen.

Zum ersten sprach Jupiter: „Du wirst Geist und Klugheit“, zum zweiten: „Du wirst Ehrenhaftigkeit verkaufen.“ Zum dritten sagte er: „Du wirst Gesundheit“, zum vierten: „Du lange Lebensdauer“, zum fünften: „Du Ehre“, zum sechsten: „Du Freude“, zum siebenten: „Du wirst Reichtum verkaufen“.

Da die Menschen täglich um diese Gaben beteten, glaubte Jupiter, sie würden genügen, um die Erde glücklich zu machen.

Eigentlich sollte es ja auch so sein.

Als Jupiter die Sterne aufforderte, zu gehen und soviel

als möglich von ihrer Ware zu verkaufen, lächelten Neptun und Pluto und flüsternten: „Wie töricht!“

Die Sterne rüsteten sich zur Reise, nahmen große Kisten aus den Lagern und legten ihre Waren hinein.

Vor einer großen Stadt betraten sie die Erde.

Der erste Stern ging durch die Straßen und rief: „Ich verkaufe Klugheit! Wer will Geist und Klugheit kaufen?“

Das Volk sammelte sich um ihn und lachte ihn aus.

Die Journalisten, Theaterdichter und Romanschriftsteller sagten: „Schaut mal diese dumme Frau. Sie glaubt, wir haben keinen Geist und sind dumm wie das Vieh.“

Und die eleganten Jünglinge, anstatt die Ware zu prüfen, die Gestalt des Sternes mit ihren Blicken messend: „Schön ist sie, aber sie schwimmt im Aberglauben.“

Und die Frauen: „Du dummes Weib. Brauchen wir Geist? Anstatt seidene Tücher und Schmucksachen verkauft sie Geist!“ und lachten.

Mehrere Stunden ging der Stern durch die Straßen; aber er konnte nichts von seinen Waren absetzen.

Endlich trat er durch die offene Tür eines Hauses. Es war das Ministerium für öffentlichen Unterricht. Und der Stern rief: „Wer kauft Geist und Klugheit?“

Der Minister und einige Schuldirektoren saßen im Konferenzzimmer, und ärgerlich über das Geschrei warfen sie den Stern hinaus.

Armer Stern!

Aber diese Behandlung entmutigte ihn nicht. Er kannte den Wert seiner Ware und ging seines Weges.

Als er an einem Gebäude vorbeikam, sah er drinnen viele Menschen, die ihre Arme in der Luft hin und her schwenkten und schrien, daß keiner sein eigenes Wort verstand.

Da dachte der Stern: „Jetzt habe ich gefunden, was ich suche. Diese armen Leute haben anscheinend keinen Geist. Denen werde ich meine Ware verkaufen.“

Und geht in das Haus und ruft:

„Geist!... Klugheit!“

Aber niemand hörte den Stern. Schließlich wurden zwei Leute aufmerksam auf ihn. Der eine schrieb Zahlen in ein Heft, der andere hielt in seiner Hand eine Brieftasche.

Das Haus war die Börse.

Die beiden standen auf — es waren wohl Makler — und näherten sich dem Stern und fragten:

„Was verkaufst du?“

„Geist und Klugheit.“

„Was?“

Und der Stern wiederholte. Und fragte: „Wißt ihr denn nicht, was das ist?“

Sie sprachen: „Nein, aber wir haben davon gehört. Wird das an der Börse gekauft oder verkauft?“

„Nein,“ sagte der Stern.

„Also was suchst du hier?“

Und nach diesem Gespräch wird der Stern unter der

Beschuldigung, Aktien zu verkaufen, die an der Börse nicht notiert sind, der Polizei übergeben. Der Kommissar verstand, daß der Stern fremd war in der Stadt, und ließ ihn laufen.

In einem anderen Stadtviertel rief ein anderer Stern:
„Wer kauft Ehrenhaftigkeit?“

Diejenigen, die den Stern rufen hörten, hielten ihn für eine Dirne. Sein Gesicht aber zeigte ihnen, daß sie sich irrten.

Und die Armen sagten: „Wie können wir so kostbare Ware kaufen? Wenn wir sie auch besäßen, keiner würde uns glauben!“

Und die Reichen: „Jetzt werden keine Paläste gebaut. Wir haben schon keinen Platz für unsre Möbel, was sollen wir mit der Ehrenhaftigkeit anfangen?“

Und die Frauen: „Ach was! Wir können keinen Mann finden, was sollen wir mit Ehrenhaftigkeit?“

Nur eine alte Frau trat an den Stern heran und sagte:
„Was kostet die Ehrenhaftigkeit?“

„Nichts,“ sagte der Stern.

Und die Frau: „Was, nichts?“

„Man muß sie nur schützen und bewahren können.“

„So ist sie sehr teuer,“ meinte die Alte und entfernte sich.

Der Stern sah, daß keine Kunden kommen wollten, und beschloß, sie suchen zu gehen.

So betrat er ein großes Haus. An den Wänden des Flurs drückten sich allerlei Menschen herum. Aber keiner

kümmerte sich um den Stern. Er öffnete eine Lüre und ging in das Zimmer. Dies war ein Gerichtssaal und das Gebäude der Justizpalast.

Hier schrie der Stern mit aller Kraft: „Ehrenhaftigkeit.“ Die Leute hielten das für eine Frechheit und wollten den Stern ins Gefängnis stecken lassen. Da aber der Kommissär klüger war als der Richter, ließ er den Stern mit den Worten frei: „Mein Kind, hast du keinen anderen Ort gefunden, um deine Ware abzusetzen?“

Während der Stern traurig die Stadt verließ, schrie der dritte:

„Gesundheit, Gesundheit!“

Die Menschen eilten herbei. Jeder wollte davon haben. Es waren Menschen, die ihre Gesundheit gewaltsam verdorben hatten.

Und einige fragten:

„Ist die Gesundheit billig?“

„Sehr billig,“ sagte der Stern.

„Was muß man essen, wieviel soll man trinken, wie muß man sich pflegen?“

Und der Stern antwortete: „Nicht zu viel und nicht zu wenig essen. Nur Wasser trinken. Früh schlafen gehen und früh aufstehen.“

„So soll man sich also seines Lebens nicht freuen dürfen,“ sagten sie. „Da kannst du von deiner Ware nichts verkaufen.“

Und sie gingen weg.

Die Ärzte und die Totengräber versammelten sich und sagten:

„Wenn diese Frau ihre Ware verkaufen kann, dann ist es mit uns fertig. Sie muß weggesagt werden.“

So beschlossen sie, die Ärzte sollten den Stern und die Totengräber die Ware aus der Welt schaffen. Ein Totengräber näherte sich dem Stern, griff in den Kasten und lief davon.

Der Stern jammerte: „Haltet den Dieb! Er hat meine Ware gestohlen.“

Der Arzt, der sich genähert hatte, faßte den Stern beim Arme und sagte:

„Komm mit mir, wir werden deine Ware schon finden.“

Der Stern folgte ihm, denn der Mann war sauber gekleidet. Der Arzt führte ihn in das Krankenhaus. Dort wollte der Stern umkehren, aber die Tür war verschlossen und so mußte der Stern dem Arzte folgen.

„Warum haben sie mich hierher gebracht,“ fragte der Stern. „Ich bin ja gesund.“

Und der Arzt: „Du irrst dich, du bist sehr krank.“

„Wie so krank? Ich habe doch guten Appetit.“

Der Arzt: „Schlechtes Zeichen.“

„Ich schlafe ruhig.“

„Schlechtes Zeichen.“

„Ich sehe gut. Mein Puls schlägt regelmäßig, ich habe kein Fieber.“

„Schlechtes Zeichen. Schlechtes Zeichen. Schlechtes Zeichen.“

Der Stern wollte nicht in das Bett gehen, wurde aber gezwungen und hineingelegt.

Und der Arzt sagte:

„Meine Liebe, wir verkaufen Krankheit, und du willst uns Konkurrenz machen und Gesundheit verkaufen. Du solltest dich mit uns zu einer gemeinsamen Gesellschaft vereinigen. Das hast du unterlassen und wirst jetzt bestraft dafür.“

Der Arzt rief einen seiner Assistenten, und dann stellten sie die Diagnose. Sie beschloßen, den Stern mit den schlimmsten Mitteln zu behandeln. Er mußte Diät halten. Dann wurde ihm täglich viermal Blut geschröpft. Auch durfte er in der Nacht nicht schlafen.

Der Stern wurde von Tag zu Tag schwächer. Bis Jupiter, der von diesem Unglück gehört hatte, den Krankenschwächer in einen tiefen Schlaf verfallen ließ und sich der Stern flüchten konnte.

In ein weißes Bettlaken gehüllt, sprang der Stern aus dem Fenster in den Garten neben dem Friedhof. Als die Wächter den Stern nach dem Friedhof zu laufen sahen, glaubten sie, es sei ein Gespenst, wurden bleich und blieben wie angewurzelt auf ihren Plätzen stehen.

Der Stern aber dachte: Mich wird man nicht wieder auf der Erde sehen. Jupiter soll einen anderen finden, der seine Ware verkauft.

Und er verließ die Stadt.

Die Lotengräber vergruben den Kasten im Friedhof. So konnten nur die Loten aus der Gnade Jupiters Nutzen ziehen und sind seitdem in ihren Gräbern gesund.

In diesem Augenblick hörte man in einem anderen Viertel den vierten Stern lange Lebensdauer verkaufen. Eine Aufregung kam unter die Menschen. Der reiche Bankier wollte die Ware nur für sich haben. Da aber entstand eine Schlägerei unter der Menge. Der Bankier wurde nach damaligem Gesetz gelyncht. Durch Aufhebung des Monopols gestattete die Regierung den freien Ein- und Verkauf der Lebensdauer. So sammelte sich das ganze Volk um den Stern.

Sie wollten den Preis wissen, und der Stern fragte:

„Habt ihr von den Waren gekauft, die die anderen Sterne anboten?“

Die Menge: „Was verkauften sie?“

„Geist und Klugheit der eine.“

„Nein,“ antwortete das Volk.

„Ehrenhaftigkeit der zweite.“

„Auch davon nicht.“

„Gesundheit der vierte.“

„Auch nicht.“

„So kann ich euch meine Ware nicht verkaufen, denn ohne Gesundheit, Klugheit und Ehrenhaftigkeit hat eine längere Lebensdauer keinen Zweck.“

Und schlug den Deckel seines Kastens zu.

Aber ein Muster für dreihundertjährige Lebensdauer blieb in seiner Hand. Und er fragte einen in seinem Käfig sitzenden Papagei: „Bist du hungrig?“ Und als dieser mit dem Kopfe nickte, gab er es ihm.

Seit dem Tage leben die Papageien dreihundert Jahre lang.

Zu gleicher Zeit wurde der fünfte Stern, der Ehren und Würde verkaufte, von Gassenjungen überfallen. Um sich zu retten, warf er Orden und Schmucksachen unter sie. Und die hinzukamen, glaubten, dies sei die Ehre und Würde und hoben sie auf.

So konnte der Stern sich retten.

Aber seit dem Tage glauben die Menschen, Ehre und Würde bestehen aus diesen Dingen.

Als die Menge vernahm, daß der sechste Stern Freude verkaufte, liefen sie hin zu ihm. Aber diejenigen, die von der anderen Beute nichts erhaschen konnten, ärgerten sich über die Plünderer und fingen Streit an. Der Stern geriet ins Gedränge, sein Kasten fiel zur Erde und die Freude wurde auf den Boden verstreut.

In diesem Gedränge nahm jeder ein Stückchen von der Freude, obwohl er gar kein Bedürfnis danach hatte, und so entstanden die vielen Gegensätze:

Die Frauen wollten plötzlich jagen und fischen, die Männer spinnen, Lahme wollten plötzlich gehen, Taube hören und die Blinden wollten Bilder malen. Die Alten aber entwickelten einen leidenschaftlichen Hang zur Sinnlichkeit.

So gaben sie dem Stern die Schuld. Aber er war längst aus der Stadt entkommen.

Als er eben aus dem Thor flüchtete, sah er den siebenten Stern, der Geld und Reichthum verkauft hatte, ohnmächtig

am Boden liegen. Als dieser zu sich kam, sagte er: „Frage nicht, was mit mir geschehen. Als die Menschen hörten, daß ich Geld und Reichthum verkaufe, fielen sie über mich her und richteten mich so zu.“

Da kamen auch alle anderen Sterne. Und alle wunderten sich über die Menschen. Und einige fragten: „Sind das Diebe oder Leute, die seit Tagen nichts zu essen hatten?“

Der siebente Stern seufzte: „Nein, sie taten das nicht aus Noth; denn sie waren alle wohlhabend.“

Als die sieben Sterne ihre Erlebnisse Jupiter erzählten, wurde dieser zornig. Aber er sagte nichts.

Neptun und Pluto dagegen lächelten.

Eine Bauernhochzeit

Von Theobald Emtin

Es war am Tage der Abreise der Braut aus dem Heimatsdorfe. Die Verwandten des Bräutigams waren, etwa hundert Reiter an der Zahl, in das Gehöft der Auserwählten gekommen und setzten die Braut auf das mit bunten Tüchern geschmückte Pferd. Ein Teil der jungen Burschen lief rechts und links der Reiterin und feuerte die mit reichlich viel Pulver geladenen Gewehre ab. Andere veranstalteten Pferderennen auf den abgemähten Feldern und schleuderten mit Eisenspitzen versehene Wurfspieße. Vor dem Zuge schlug man die große Pauke und

spielte auf der Zuma, einer Art Oboe, das brennend heiße, klagende Abschiedslied der Braut. Sie selbst entschwand den Blicken der Zurückbleibenden unter Waffengeklirr und Gewehrschüssen.

Ich stand abseits am Wege und sah mehr nach den feuernden Gruppen als nach der Braut. Ich sann nach über diese Sitten eines Soldatenvolkes, den Nachkommen der Söhne Lurans, und über die Erziehung dieser Frauen, die die Mütter dieses Soldatenvolkes sind. Dabei sagte ich zu mir selbst: Seit dreihundert Jahren haben wir viele dunkle Tage erlebt; vielen Erschütterungen war das osmanische Reich ausgesetzt und viel Unglück hat es erlebt. Auf eins jedoch können wir stolz sein: daß all dies der türkischen Seele nichts antun konnte. Die Geschosse des Feindes haben wohl unsere Burgen zerstört, unserm Herzen haben sie aber nichts antun können. Die Pranken des Feindes haben unser Land geraubt, aber nicht gewagt, unsern Mannesmut anzutasten. Seht diese jungen Burschen an! Wie gewandt sind sie im Reiten und Wurfspiel, wie erhaben in ihrer Männlichkeit und ihrem Wettstreite. Wer sie mit ihren hohen Stirnen, eisernen Fäusten, ihren Antilopenaugen und Stierbrüsten sieht, wird sagen können, daß in ihren Adern das Blut der Lismar-Tschins und der Ahnen Illus pulsiert.

Da berührte eine Hand meine Schulter und störte mich in meinen süßen Träumereien. Ich blickte nach rückwärts. Ein alter Bauer fragte mich: „Effendi, wie finden Sie unsere Hochzeitsbräuche? Sind sie nicht schön?“

„Ja, Väterchen, sehr schön sogar. Besonders gefällt mir aber, daß ihr die Braut unter solchem Waffengeklirr und Pulverdampf hinausbegleitet, denn sie wird später die Mutter tapferer Helden werden, die sie dem Heere schenkt. Sie wird in ihrem Heim für uns Soldaten erziehen, die einst dem gehäßten und neidischen Feinde die Brust darbieten werden. Das Geschlecht, das sie erziehen wird, wird nicht aus feigen Füchsen bestehen: aus jedem ihrer Söhne wird ein mutiger Löwe erwachsen, der sein Vaterland ebenso eifersüchtig wie die Ehre seiner Mutter bewachen und wie ein Adler seine Fittiche darüber ausbreiten wird. Eins dürfen wir niemals vergessen, nämlich den Umstand, daß auf dieser Welt die Glieder desjenigen im Bette verfaulen, der die Waffen nicht zu handhaben versteht! Ein Volk, das vom Pulverrauche Abschied nimmt, nimmt auch Abschied vom Vaterlande und dessen Rosengärten; wer schwach und kein Tapferer ist, für den gibt es nichts, gar nichts.

Deswegen, o ehrwürdiger Alter, begleitet auch ferner Eure Bräute mit Waffengeklirr und umgibt sie mit Pulverrauch...“

Die drei Schwestern

(Ein Märchen)

Es waren einmal drei Schwestern, die sich mit ihrer Hände Arbeit schlecht und recht ernährten. Sie besaßen auf dieser Welt weder Geld noch Gut, sondern mußten

Tag und Nacht hindurch arbeiten und weben. Das Linnen, das sie gewebt hatten, verkauften sie und lebten von dem Gelde, das sie dafür bekamen. Sie waren wohl arm, die drei Schwestern, aber sie waren auch glücklich. Denn sie waren niemandem Dank schuldig, außer ihren eigenen, fleißigen Händen.

Da geschah es, daß der Sultan, der damals regierte, von einer gar absonderlichen Laune erfaßt wurde und den Befehl erteilen ließ, man solle zur Nachtzeit kein Licht in der Stadt anzünden. Außerdem ließ er anzeigen, daß jeder, der diesem Befehl zuwider handelte, hingerichtet werden solle.

Als sie von diesem grausamen Befehl hörten, wußten die drei armen Schwestern nicht, was sie anfangen sollten. Denn was sie bei Tageslicht an Leinwand weben konnten, reichte für ihren Lebensunterhalt nicht aus. Es blieb ihnen da nichts weiter übrig, als Hungers zu sterben. Und ihr Elend wurde größer und größer.

Eines Abends waren sie besonders traurig und verzweifelt. Sie fühlten grimmen Hunger und deshalb beschlossen sie, trotz des Verbotes auch des Nachts zu arbeiten. Sie deckten die Fenster ihrer Hütte mit Leppichen zu und brannten trübe Öllampen. So machten sie sich dann an die Arbeit, lustig wie sie waren, trotz allen Leids, mit Lachen und Scherzen. Der Sultan aber pflegte sich jede Nacht zu verkleiden und die Munde zu machen. Da geschah es denn, daß er in dieser Nacht gerade vor dem Hause der drei Schwestern vorbeikam. Schon aus der Ferne bemerkte er

einen schwachen Lichtschimmer und wurde sehr zornig darüber, daß man seinem Befehl zu trotzen gewagt hatte. Daher nahm er sich vor, die Leute dieses Hauses hinrichten zu lassen. Da er aber dachte, es seien in dem Hause übelgesinnte Leute versammelt, die sich darüber beriethen, wie sie ihm nach dem Leben trachten können, begann er zu lauschen, um zu hören, was in dem Hause gesprochen wurde. Denn in der alten Zeit hatten die Sultane und Könige große Furcht vor geheimen Beratungen und Verschwörungen, die sie um den Thron bringen konnten. Die drei Mädchen jedoch in dem kleinen Hause hatten kein Arg. Sie saßen lachend und scherzend bei ihrer Arbeit. Zuletzt sprach die älteste von ihnen:

„Mädchen! ich bin dieses Leben satt. Man kann arbeiten und schaffen Tag und Nacht und verdient doch nicht einmal ein Stücklein Brot. Ich möchte nur, daß der Padischah sähe, wie es uns geht, und daß er mich mit dem Oberkonditor des Schlosses verheiratete. Dann hätte ich Süßes im Überfluß zu essen und könnte für das Leben des Sultans beten.“

Da merkte der Padischah, daß es keine Verschwörer waren, die hier sprachen, sondern ein paar törichte ausgelassene Mädchen. Und er freute sich sehr in seinem Herzen und hatte Gefallen an ihrem Geschwätz. Er sagte bei sich im stillen: „Ich werde ihnen alles geben, was sie sich wünschen,“ und nahm sich vor, das Gespräch bis zu Ende anzuhören. Die zweite Schwester war mit den Worten der ersten nicht zufrieden:

„Wenn der Mensch vierzig Tage hintereinander Baklava ißt, so wird ihm schließlich das Baklava zu viel und er mag es nicht mehr sehen. Was wirst du mit dem Süßen, das du täglich bekommst, anfangen? Ich wünsche mir, lieber den Koch des Sultans zu heiraten. Dann bekomme ich die besten Gerichte und die verschiedensten Arten von süßen Speisen zugleich zu essen.“

Die jüngste Schwester schwieg bei diesen Worten. Die andern fragten sie, was sie sich wünsche. Sie aber sagte mit tollem, hellem Lachen:

„Trollt euch weg von hier, ihr gierigen Naschkatzen. Ihr denkt nur an das Essen. Ich wünsche mir aber, daß der Padischah mir selbst, wenn ich ins Bad gehe, meine Sachen trägt, daß er mir meine Pantoffeln anzieht, und daß ich ihm auf die Schultern Klopfe und sage: Ich bin zufrieden mit dir, mein Diener!“

Als der Padischah diese Worte hörte, wurde er sehr böse. Gleich kehrte er nach dem Serai zurück. Am nächsten Tage aber sagte er seinem Wesir, er solle die drei Mädchen auf das Schloß kommen lassen.

Und so ließ denn der Wesir die drei Mädchen am nächsten Tage auf das Schloß kommen und führte sie vor den Padischah.

Der Padischah fragte zunächst die ältere Schwester, was sie sich gestern abend gewünscht hätte. Als sie bekannte, sie habe den Wunsch ausgesprochen, den ersten Konditor des Schlosses zu heiraten, befahl der Sultan, ihr tausend Pfund als Aussteuer auszugeben und sie mit dem Oberkonditor

zu vermählen. Und die zweite Schwester befahl er gleichfalls ihrem Wunsche gemäß mit dem ersten Koch des Palastes zu verheiraten. Das war soweit ganz gut. Nun aber wandte sich der Sultan mit zornigem Gesicht zu der jüngsten Schwester und fragte, was sie sich gewünscht habe. Das Mädchen merkte, daß der Sultan alles gehört hatte, was sie gesagt hatte, und daß alles Lügen vergeblich sein würde. Darum sagte sie:

„Effendim! Warum soll ich lügen? Ihr habt es ja doch gestern abend gehört. Ich habe gewünscht, in das Hamam des Palastes zu gehen. Ihr solltet mein Badezeug tragen und mir die Badepantoffeln hinstellen. Und dann...“

Der Sultan ließ dem Mädchen keine Zeit, um auszureden. Er befahl, sie in das finsterste Gefängnis zu werfen. Als sie dort einen Tag in Not und Leid gefessen, ließ er sie wieder vor sich kommen und wiederholte seine Frage. Als er dieselbe Antwort hörte, wurde er noch zorniger und befahl, das Mädchen zu foltern und sie in dem engen dunkeln Gefängnis, das nur für schwere Verbrecher bestimmt war, aufrecht stehen zu lassen. Einen Tag lang ließ er sie in dieser Lage. Dann ließ er sie holen. Sie sah um zehn Jahre älter aus. Aber der Sultan wiederholte unbarmherzig seine Frage und bestand darauf, daß sie ihren Wunsch ändern sollte. Das trotziges Mädchen aber versetzte, sie werde nie auf ihren Wunsch verzichten, obgleich der Sultan ihr zuredete und ihr sagte, er werde einen so strengen Befehl erteilen, daß sie es bereuen würde.

Als er sah, daß alles vergeblich war, befahl er dem Henker, sie hinzurichten.

Aber das Mädchen war schön und jung. Der Henker selbst, der an dem Tage schon so vielen Menschen die Köpfe abgeschlagen hatte, fühlte Mitleid mit ihr. Denn das arme Mädchen hatte ja doch nichts verbrochen. Nur ein loses, unbedachtes Wort war ihren Lippen entfallen. Der Henker wußte nicht, was er tun sollte. Er hatte aber einmal einen so unseligen Beruf erwählt. Und oben-
drein lag ein strenger Befehl des Sultans vor. Da half nichts. Er mußte das schöne Mädchen auf die Richtstätte führen.

Das Mädchen war aber nicht nur schön, sondern auch schlau. Es sah sich den Henker an und bemerkte in seinen Augen Mitleid mit seinem Schicksal. Da sproßten die Paradiese der Hoffnung in seinem Herzen auf. Als es auf der Richtstätte stand, begann das Mädchen zu klagen, um das Herz des Henkers zu erweichen. Denn der Henker hatte wirklich ein Herz trotz seines grausamen Berufes. Er sprach bei sich im stillen: „Ich werde dieses schöne und unglückliche Geschöpf nicht töten. Sonst wird mein Gewissen nimmer zur Ruhe kommen.“ So tötete er sie also nicht, sondern nahm sie mit nach Hause und nahm sie an Kindesstatt an. Denn er hatte keine Kinder auf dieser Welt...

Der Henker und seine Frau freuten sich sehr über das Mädchen, das Licht in ihr dunkles, verachtetes Dasein brachte. Denn niemand klopfte an die Thür des Henker-

hauses. Niemand bot dem Henker und seiner Frau den Gruß. Aber die kleine Nadschieh — so hieß das Mädchen — ließ sie alle Qualen der Verachtung vergessen...

So verging denn einige Zeit. Der Sultan hatte das unglückliche Mädchen schon längst aus dem Gedächtnis verloren. Nadschieh aber hatte es verstanden, sich die Liebe der Henkersleute zu erwerben. Als nun einmal der Henker von seinem blutigen Handwerk nach Hause kam, sprach Nadschieh zu ihm:

„Ach, liebes Väterchen! Ich hätte eine Bitte an dich. Laß mir doch drei Kleider machen, das eine violett, das andere rot und das dritte weiß! Dazu wünsche ich Pantoffeln in denselben Farben. Und dann sollst du mir noch einen Leuchter kaufen...!“

„Gut, mein Kind! Inshallah! Morgen früh sollst du alles haben.“

Und am nächsten Morgen kamen alle drei Kleider. Als es Abend wurde, zog Nadschieh das violette Kleid an, als wollte sie es anprobieren. Das stand dem schönen Mädchen so gut, daß es darin ganz wie ein Weibchen ausah. Der Pflegevater und seine Pflegemutter freuten sich sehr darüber. Dann schützte das Mädchen Müdigkeit vor und zog sich auf das Zimmer zurück. Hier wartete es eine kleine Weile. Dann nahm Nadschieh den Leuchter in die Hand und sprang zum Fenster hinaus. Sie lief und lief, bis sie vor das Serai kam. Sie hatte Staub auf ihre Kleider gestreut und atmete so tief, daß sie wie außer Atem erschien und ihre Wangen hochrot waren.

Mit großer Hast klopfte sie an die Thür des Serais. Eine Stimme fragte, wer da draußen stehe. Da erzählte Nadschieh, sie sei auf der Flucht vor bösen Menschen, die ihr nach dem Leben gestellt hätten. Sie bat um Schutz und Unterkunft. Der Pförtner erwiderte, hier sei der Palast des Sultans, und er könne nicht öffnen. Da bat sie so flehentlich, daß man ihr öffne und ihr erlaube, ihre Kerze anzuzünden, die der Wind ausgeblasen habe. Schließlich öffnete sich kreischend die schwere eiserne Thür... Der graue alte Pförtner des Palastes wollte mürrisch ihren Leuchter anzünden, damit sie schnell wieder davongehet. Aber Nadschieh bat um Wasser, und zwar mit so netten und höflichen Worten und sah dabei so hübsch aus, daß der alte Mann Mitleid fühlte. Er war bereit, alles für sie zu tun. „Warte!“ sagte er, „ich will dir Wasser bringen in des Großwesirs eigenem Becher! Aber sage mir zuerst, wie du heißest.“

Da sagte das Mädchen, sie heiße „das dunkle Weilchen“, und dann ergriff sie die Flucht, so schnell sie gekommen war. Als der Pförtner mit einem silbernen Krug und einem goldenen Becher zurückkam, war das Mädchen schon längst über alle Berge. Er suchte es und rief nach ihm, aber fand es nicht mehr.

Der alte Pförtner war außer sich darüber, daß das Mädchen so schnell verschwunden war und fiel in Ohnmacht. Da war es kein Wunder, daß er das Thor des Palastes die ganze Nacht aufstehen ließ, und daß man ihn am nächsten Morgen hinter der Thür in tiefen Schlaf

versunken fand. Als man ihn endlich wieder zum Leben erweckt hatte, war das erste Wort, das er sprach: „Ach! dunkles Weilchen! Verloren habe ich dich!“ Über diese geheimnisvollen Worte zerbrach sich alle Welt den Kopf. Der Padischah war aber sehr erzürnt darüber, daß die Tore des Palastes so schlecht bewacht waren. Er stellte den Großwesir deswegen zur Rede und drohte ihm, es werde ihm schlecht gehen, falls er nicht hinter das Geheimnis käme. Da versprach ihm der Großwesir, er werde am nächsten Abend selbst am Tore des Palastes wachen.

Das Mädchen aber zog am nächsten Abend sein rotes Kleid an und erschien wieder am Tore des Serais. Wieder erzählte es dieselbe Geschichte. Da machte der Großwesir im Gewande eines Türstehers die Tür auf. Kaum hatte er aber das hübsche Mädchen erblickt, da verliebte er sich über Hals und Kopf in Nadschieh. Er fragte sie nach ihrem Namen. Nadschieh sagte, sie heiße „das rote Weilchen“ und bat um Licht für ihre Kerze. Als der helle Glanz der Kerze auf sie fiel, sah sie in ihrem roten Gewande so wunderbar schön aus, daß der Großwesir bei dem Anblick nicht wußte, wie ihm war.

Nadschieh aber hatte herausgefunden, daß nicht ein gewöhnlicher Pförtner vor ihr stand, sondern eine hohe Persönlichkeit. Sie sprach daher zu ihm mit wohlklingender, schmeichelnder Stimme: „Dschanym, Pförtner, mein Väterchen! Habe doch ein bißchen Mitleid mit mir! Sieh, ich bin so sehr gelaufen und ganz verdurstet. Gib mir einen Schluck Wasser.“ Und der Großwesir erwiderte ganz

unterwürfig: „Euren Befehl vollführe ich mit ganzer Seele, Sultanym — meine Herrin! Ich bringe Euch Wasser in des Sultans eigenem Krüge.“

Aber kaum hatte er den Rücken gewendet, da verschwand das „rote Beilchen“ mit behenden Füßen. Als der Großwesir zurückkam und die Taube nach anderen Paradiesen entflattert fand, brach er vor Schmerz zusammen. Da blieb das Portal des Schlosses zum zweiten Male offen stehen. Der Sultan wußte gar nicht, was er denken sollte, als man den Großwesir hinter der Tür in Ohnmacht liegend fand und als dieser beim Erwachen nichts weiter sagte als: „Ach, rotes Beilchen, sollte ich dich so verlieren!“ Der Sultan aber dachte: Was faselt nur der Mann? und beschloß, selbst in der nächsten Nacht am Tore zu warten.

Und am nächsten Abend zog Nadschieh ihr weißes Gewand an. Wieder klopfte sie an das Tor des Palastes. Da öffnete ihr der Sultan selbst im Gewande des Pförtners. Nadschieh hatte aber den Sultan erkannt. Sie wußte, daß er ihr eine Falle stellen wollte. Darum entfaltete sie alle Künste ihres Wortes und ihrer Schönheit. Als sie ihre alte Geschichte von der Verfolgung durch böse Leute wieder erzählt hatte, war der Sultan ganz hingeworfen von ihrem Reiz. Der arme Mann schaute sie einige Zeitlang ganz verduzt an. Und als sie gehen wollte, schlug er ihr vor, sie möchte hier bleiben und nicht wieder auf die Straße unter die bösen Menschen gehen. Da sagte sie aber, ihre Mutter sei krank und sie müsse Arznei für

sie holen. Der Sultan wollte den ersten Arzt des Serais senden, aber das Mädchen weigerte sich standhaft. Sie sagte, sie habe mit ihren Freundinnen ins Bad gehen wollen und trage schon ihr Badezeug bereit unter dem Arm. Der Sultan aber meinte, sie könne auch im Bade des kaiserlichen Harems baden, und bat sie, zu bleiben. Da nahm das Mädchen an und hieß ihn, sie in den Harem führen. Als er voranging, sagte das Mädchen:

„Belbschi Babal Väterchen Pförtner! Ist es höflich, daß du mich schwaches Mädchen dieses große Bündel, worin mein Badezeug ist, allein tragen läßt?“ Da beeilte sich der Sultan, ihr das Bündel abzunehmen und es zu tragen. Der Sultan war aber schon so verliebt, daß er im stillen beschloß, Nadschieh zu seiner Frau zu machen und sie als Sultanin in seinen Harem einzuführen. Da ging er ihr voran, in der einen Hand den Leuchter und in der andern das Bündel.

Und dann wartete er geduldig vor der Thür des Bades. Aber da gab es drinnen keine hölzernen Badeschuhe. Und bald ertönte die Stimme Nadschiehs, die erzürnt rief, es sei eine Schande, daß sich in einem kaiserlichen Bad keine hölzernen Badeschuhe befänden. Es friere sie auf den kalten Marmorplatten. Da beeilte sich der Sultan, ihr hölzerne Badeschuhe zu finden. Sie streckte einen Fuß nach dem andern durch die Thür und der Sultan zog ihr die Schuhe an. Und dann kam sie nach dem Bade heraus. Ihr Wunsch, den sie im Gespräch mit den Schwestern ausgesprochen hatte, war nun zum größeren Theile erfüllt.

Nur eines fehlte noch... Auch daran dachte sie, und herzlich klopfte sie dem Sultan auf die Schultern. „Ich bin mit dir zufrieden!“ rief sie lachend. „Padiſchah, da haſt du etwas gelernt! Wenn eine Frau etwas wünſcht, ſo wird der Erlangung ihrer Wünſche ſelbſt der blutige Henker nicht im Wege ſtehen!“

Da dämmerte es dem Padiſchah. Auf einmal erkannte er ſie. „Was,“ rief er überrascht aus, „der Henker hat dich nicht getödet?“ „Nein, mein Padiſchah!“ verſetzte das Mädchen. „Ein Geſchöpf, das nicht ſterben ſoll, wird Gott überall beſchützen. Sein Schickſalsſpruch iſt unabänderlich!“ Aber der Padiſchah war dem Henker durchaus nicht böſe, ſondern er war im Gegentheil ſehr zufrieden. Er machte ſich dagegen ſelbſt Vorwürfe, daß er ein ſo liebes Geſchöpf habe umbringen wollen. Denn das Mädchen war ſchön, rein und unſchuldig wie ein Engel des Himmels. Und der Padiſchah ſagte zu ihr: „Wenn ich dich jetzt auf Befehl Gottes zu meinem rechtmäßigen Weibe mache, nimmſt du das an oder lehneſt du es ab — wenn du böſe ſein willſt?“

Da fiel das Mädchen dem Sultan zu Füßen. „Verzeih, o Herr!“ ſagte ſie. „Alles, was ich getan habe, iſt nur geſchehen, damit ich dir die Größe und Kraft Gottes zeige. Ich habe keine böſen Abſichten verfolgt. Was du mir anbietest, überſteigt alles Glück. Wenn du es nicht für unter deiner Würde hältſt, ein ſo armes Mädchen zu heiraten, ſo weiſe ich mein Glück nicht zurück!“

Dann wurde vierzig Tage und vierzig Nächte lang mit freudigen Festen die Hochzeit gefeiert, und der Padischah und seine Gattin verlebten den Rest ihrer Tage in eitel Glück und Wohlbefinden.

Der Geduldstein

(Ein Märchen)

In grauer Zeit lebte ein altes Weib. Die hatte eine Tochter von unvergleichlicher Schönheit. Eines Tages saß das Mädchen am Fenster, und da flog ein Vogel auf sie zu und sprach: „Schönes Mädchen, vierzig Tage lang wirst du bei einem Toten bleiben, und dann werden alle deine Wünsche in Erfüllung gehen.“ Am folgenden Tage erschien der Vogel wieder und wiederholte das, was er am vorhergehenden Tage gesagt hatte. Das Mädchen erzählte den Vorfall der Mutter, versteckte sich in einem Schrank und wartete die Wiederkehr des Vogels ab. Und als er am dritten Tage wieder zum Fenster geflogen kam, sprach er zum drittenmal: „Schönes Mädchen, vierzig Tage lang wirst du bei einem Toten bleiben, und dann werden alle deine Wünsche in Erfüllung gehen.“

Die Mutter, die dies sonderbare Versprechen mit angehört hatte, schlug dem Mädchen vor, das Haus zu verlassen, um sich vor der Verfolgung dieses Vogels zu retten.

So gingen sie denn aus dem Haus. Als sie einige Stunden gegangen waren, kamen sie zu einem Palaste.

Dort setzten sie sich nieder und dachten die Nacht dort zu verbringen. Mitten in der Nacht aber, als beide in tiefem Schlafe lagen, kam der Vogel, raubte das Mädchen, führte es in ein Zimmer und flog zum Fenster hinaus.

Einige Stunden vergingen. Als das Mädchen erwachte, wurde es gewahr, daß es sich im Palaste befand, und sah mitten im Zimmer einen Toten liegen.

Neununddreißig Tage blieb das Mädchen in diesem Zimmer eingesperrt. Am Morgen des vierzigsten Tages stand es am Fenster und sah auf das offene Meer hinaus. Und als sie ein Segelschiff vorbeifahren sah, winkte es dem Bootsmann, heranzufahren, und schlug ihm vor, ihm eine Sklavin zu verkaufen. Dieser war damit einverstanden und schickte ein junges Mädchen zur einsamen Wächterin hinauf. Den ganzen Tag über blieb die Sklavin bei dem Toten, da das Mädchen hinausgegangen war, um sich den Palast anzusehen. Auf einmal erwachte der Tote und fragte die Sklavin: „Bist du vierzig Tage bei mir geblieben?“ Und sie antwortete: „Ja.“

Der Wiederauferstandene aber war ein Prinz, der beschlossen hatte, diejenige zu heiraten, die vierzig Tage bei ihm in der Totenkammer bleiben würde.

Am Tage der Hochzeit stellte die Sklavin die wahrhaftige Wächterin als Dienstmädchen vor. Einige Tage später wollte der Prinz mit einer Karawane nach Arabien ziehen und fragte seine Gemahlin, was er ihr mitbringen solle. Sie verlangte einen Ring aus Perlen; die Sklavin aber sagte: „Ich möchte einen Geduldstein haben. Bringt Ihr

ihn mir nicht, sollen bei Eurer Rückreise dicke Nebel auf dem Meere liegen.“

Der Prinz weilte einige Monate lang in Yemen, und als er sich zur Heimreise anschickte, kaufte er eine Perlenkette. Den Geduldstein aber vergaß er.

Als sie über das Meer fuhren, senkten sich plötzlich dicke Nebel vor das Schiff. Rückwärts jedoch war das Meer sonnenklar. Das Schiff wurde angehalten und der Kapitän verlangte, daß falls sich ein schuldiger Mensch an Bord befände, dieser hervortreten solle.

Da erinnerte sich der Prinz des Wunsches der Slavın, das Schiff drehte um und der Prinz kaufte den Stein. Auf der Rückfahrt war das Meer klar, das Schiff aber fuhr mit doppelter Geschwindigkeit.

Im Palaste angekommen, überreichte der Prinz den Frauen die Geschenke.

Gegen Mitternacht dachte der Prinz, was die Slavın wohl mit dem Geduldstein machen würde, deshalb schlich er sich vor die Thür ihres Schlafzimmers und schaute durch das Schlüßelloch: Die Slavın hatte den Stein auf einen Tisch gelegt und sprach: „Ich war die Lieblingstochter meiner Mutter. Einmal saß ich am Fenster, da kam ein Vogel und erzählte mir, daß ich vierzig Tage bei einem Toten bleiben würde, und daß dann alle meine Wünsche in Erfüllung gehen sollten. Dann wurde ich in den Palast getragen und blieb neununddreißig Tage bei dem Toten. Wenn du an meiner Stelle wärest, was würdest du tun?“ Der Geduldstein vergrößerte sich und sprang mehrere Male

auf dem Tisch empor. Dann erzählte sie weiter: „Neun- unddreißig Tage bin ich bei ihm geblieben; da kam ein Schiff vorüber und ich kaufte eine Sklavin, die ich am vierzigsten Tage bei dem Lote ließ, während ich hinausging. Da erwachte der Lote und verheiratete sich mit meiner Sklavin. Was würdest du tun, wenn du an meiner Stelle wärst?“ Der Geduldsstein vergrößerte sich wieder. Sie fuhr in ihrer Erzählung fort: „Dann ist sie Prinzessin und ich bin Sklavin geworden. Was würdest du an meiner Stelle tun?“

Da plägte der Stein.

Sie aber redete immer weiter: „Wenn du es nicht aushalten kannst, wie kann ich die Qual ertragen?“

Da zog sie einen Dolch aus ihrem Kleide hervor und wollte sich töten. In diesem Augenblick aber stürzte der Prinz ins Zimmer und sprach: „Du bist so lange bei mir geblieben, warum hast du mir nichts davon gesagt?“

Dann stürzte er in sein Schlafgemach und schrie die Prinzessin an: „Warum hast du gelogen? Was willst du lieber, vierzig Beißschläge oder vierzig Maultiere?“ Sie zog die Tiere vor, wurde an deren Schwänze gebunden und so aus dem Palast geschleift.

Dann wurde vierzig Tage und vierzig Nächte lang die Hochzeit mit der wahrhaftigen Wächterin gefeiert.

Inhalt

Einleitung	5
Hüfsein Dschahid	
Die schöne Pervin (deutsch von M. R. Kaufmann) .	17
Ahmed Hikmet	
Der Traubenverkäufer (deutsch von Friedr. Schrader)	24
Der Kulturträger (deutsch von Friedr. Schrader) .	30
Lante Raqije (deutsch von Friedr. Schrader) . .	38
Ufa Gündüs	
Das Herz des Türken (deutsch von M. R. Kaufmann)	50
Erzählungen aus Tripolis (deutsch von M. R. Kaufmann)	57
Halid Sia	
Die schwarze Sklavin (deutsch von Friedr. Schrader)	71
Wenn es schneit (deutsch von Essad Fuad) . . .	88
Allis Wagen (deutsch von M. R. Kaufmann) . . .	102
Im Dienste der Mahalle (deutsch von Friedr. Schrader)	109
Lebensmühe (deutsch von Seid Memun Abul Fadi) .	126
Ali Bey	
Die Sterne (deutsch von M. R. Kaufmann) . . .	130
Mehmed Emin	
Eine Bauernhochzeit (deutsch von Imhoff Pascha) .	140
Türkische Märchen	
Die drei Schwestern (deutsch von Friedr. Schrader)	142
Der Geduldstein (deutsch von M. R. Kaufmann) .	154

Im gleichen Verlag ist erschienen:

Die Türkei

Zusammengestellt u. herausgegeben von Franz Carl Endres

Mit 215 Abbildungen

Steif kartoniert M. 2.—, in Leinen gebunden M. 3.—

„Ein Volksbuch über das Land des Halbmonds hat uns bisher gefehlt. Und doch war ein starkes Bedürfnis danach vorhanden, zumal schon in der Tagespresse, soweit es deren beschränkte Raumverhältnisse zuließen, eifrig in Wort und Bild für das Land unserer Verbündeten Propaganda gemacht worden war. Der Verfasser hat die ihm vom Verlag gestellte Aufgabe, ein solches Volksbuch zusammenzustellen, aufs glücklichste gelöst. Seine dreißährige amtliche Tätigkeit als türkischer Generalstabsoffizier hat ihn einen guten Einblick in alle Verhältnisse des Landes tun lassen, deren Kenntnis für den Außenstehenden von Wert ist. Das Buch hat zwei Abschnitte: den Text und die Bilder. Die sachkundige Einführung bietet in knapper Form Wissenswertes über die politischen und völkischen Verhältnisse, über das Heer der Türkei, über Justiz und Schulwesen, Sprache, Religion, Kunst und Literatur, Handel und Industrie. In gemeinverständlicher Darstellung ist jedes Gebiet in einem kurzem Aufsatz zusammengefaßt. Den Hauptteil des Buches bestreiten die Bilder. Über 200 an der Zahl vermitteln sie in ausgezeichneten Reproduktionen auf starkem Glanzpapier eine lebendige Anschauung von Land und Leuten des ganzen türkischen Reiches. Sie führen nach Konstantinopel, Damaskus, Aleppo, Bagdad und geben überall das Charakteristische der Städte und Ortschaften wieder. Die Landschaftsbilder von den Meeresküsten, vom Taurus, von Armenien und Kurdistan sind vorzüglich, die Szenen aus dem Straßenleben einzelner türkischer Städte frisch und bewegt, die Aufnahmen bedeutender Bauten zeugen von verständnisvoller Photographierkunst. Der billige Preis des Buches, dessen Widmung Kronprinz Rupprecht von Bayern angenommen hat, wird wohl das Seine dazu tun, dem geschmackvollen Wert zu einer guten Verbreitung zu verhelfen.“ (Frankfurter Zeitung.)

Delphin-Verlag München

Im gleichen Verlag ist erschienen:

Ben Dghlu, Türkische Frauen

Ihr Leben

im Harem und im Spiegel türkischer Erzählungen

Mit 18 Bildern. Geheftet M. 1.80, gebunden M. 2.80

„Ein interessantes Buch, das einmal zuverlässiges Material über das Leben der türkischen Frau bringt. Die anziehenden Schilderungen behandeln die Stellung des Propheten zu den Frauen, die Schleierfrage, sie zeigen uns, wie es im Harem, hinter den Kafes, den holzvergitterten Fenstern, ausschaut, machen uns mit den intimen Familiengebräuchen, wie Brautschau und Hochzeit vertraut, legen die rechtliche Stellung der Frau dar, sprechen von der Sklaverei und der Frauenbewegung. Eine wertvolle Ergänzung finden diese Kapitel durch eine Zusammenstellung der Koranstellen, die über die Liebe und Ehe handeln und so das Gesagte illustrieren. Den Band schmücken 18 Abbildungen, die die verschiedenen Typen der Frauen und ihren häuslichen Umkreis trefflich illustrieren.“ (Die Post, Berlin.) Den Schluß des Bandes bilden einige Erzählungen der bekanntesten türkischen Dichter der Gegenwart, die alle sich mit der Psychologie der türkischen Frauen beschäftigen und darum wie dazu geschaffen sind, um in diesem Rahmen dem deutschen Publikum zugänglich gemacht zu werden.

Franz Carl Endres, Margileh

Türkische Skizzen und Novellen

Geheftet M. 1.40, gebunden M. 2.20

„Wenige Bücher vermitteln einen gleich lebendigen Eindruck vom türkischen Leben, wie vom Orientalen überhaupt. Die vielen Reisebeschreibungen und wissenschaftlichen Berichte erreichen bei weitem nicht die ursprüngliche Ausdruckskraft dieser kleinen Episoden und Geschichten, die der gute Kenner der Türkei, Major Endres, erzählt.“ (Die Post, Berlin.)

Delphin-Verlag München

11

gen

So

Das

gen

gen

up

en

de

en

en

en

en

en

en

en

en

en

en

en

en

en

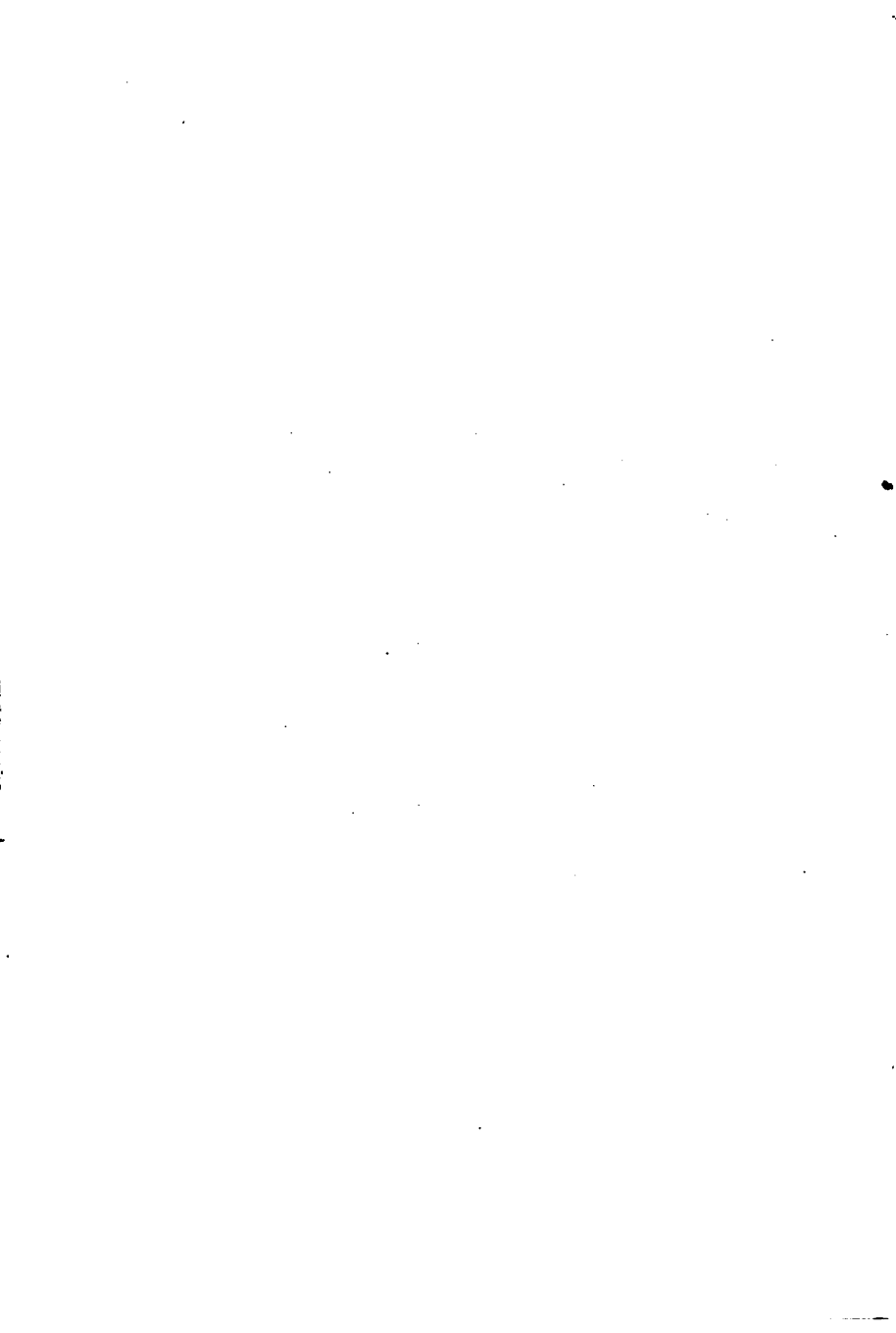
en

en

en

en

en



YC124288



